

Leseprobe aus dem Roman: „Bye bye, Ronstein“

## Ein bißchen Spaß

Die Sache fing eigentlich ganz harmlos an. Wir schlendern die Goltzstraße entlang, da, wo die verrückten Läden und Kneipen sind, und dann zum Winterfeldtplatz. Am Mittwoch und Samstag ist da immer Markt, und dann ist echt was los. Aber sonntags - tote Hose. Ein paar Mütter mit Kinderwagen, ein paar Kids, die mit In-Line Skates rumkurven, ein Paar, das ne langweilige Frisbeescheibe hin und her wirft, und gegenüber dem Slumberland die Irre mit den Tüten.

Wir setzen uns auf eine Bank bei der Kirche und ziehen die Laschen von den Bierdosen. Wir haben schon bei Eddy Bier getrunken, in seiner Wohnung. Ist ne kleine Wohnung, ein Zimmer, Außenklo, kein Bad, keine Dusche, aber immerhin, er hat ne Wohnung. Bei seinem Alten hat er's nicht mehr ausgehalten, kein Wunder, das ist 'n Bulle. Hat früher auf Eddy herumgekloppt, als ob er 'n Demonstrant wäre, und das war er ja auch irgendwie. Hat dem Alten demonstriert, wie verknöchert er ist. Inzwischen traut der sich nicht mehr, auf Eddy loszugehen, weil Eddy 'n schwarzen Gürtel hat. Karate. Und mit Bomberjacke, Springerstiefeln und Wehrmatskoppel durch die Gegend läuft, aber das ist nur so ne Verkleidung. So wie manche Tag und Nacht mit Hut rumlaufen. Oder mit Anzug und Fliege.

Naja, wir haben also bei Eddy rumgehungen, 'n bißchen Musik gehört, die Böhsen Onkeltz und so, aber es kam keine Stimmung auf. Jeder schlabberte für sich an seinem Bier. Als die Scheibe von den Onkeltz durch war, sagt Eddy: »Wat machen wa nu? «

»Was kannst du schon machen?« sage ich. »Ist eben Sonntag.«

Eddy nickt, zieht sein Klappmesser, wirbelt es in der Luft herum, fängt es mit einer lässigen Bewegung auf und schleudert es gegen die Zimmertür. Es bleibt im Rahmen stecken und zittert noch ein bißchen nach.

»Guter Wurf«, sage ich, obwohl ich das schon tausendmal gesehen habe. Aber Eddy hat's gern, wenn er gelobt wird.

»Klllllasse«, sagt Didi. Er stottert und leidet darunter wie ein Schwein. Eddy ist sein Idol.

Das Messer zittert in der Tür, und auf einmal wird die Stimmung irgendwie merkwürdig. Eddy denkt nach. Zieht die Stirn in Falten, betrachtet seine Springerstiefel, und plötzlich geht ein Ruck durch seinen Körper. Er springt auf, reißt das Messer aus dem Rahmen, läßt es noch einmal durch die Luft wirbeln und streichelt dann beinahe zärtlich Didis Hals mit der Klinge.

»Mammamammach keinen Schscheiß.«

»Eddy macht nie Scheiß«, sagt Eddy. »Klar? «

»Klar doch«, sage ich. »Eddy weiß gar nicht, was das ist.«

»Stimmt genau«, sagt Eddy, »und jetzt gehen wir ne Curry mit Pommes essen. Hast du Geld? «

Ich hatte genug Geld, weil mein Alter gerade da war. Ein- oder zweimal im Jahr kommt er mit seinem Mercedes angerauscht und verteilt Geschenke. Um sein Gewissen zu beruhigen. Dabei macht ihm kein Mensch einen Vorwurf. Meine Mutter hat längst einen anderen, seit Jahren schon, aber das erzählt sie ihm natürlich nicht. Geht ihn ja auch nichts an. Als ich klein war, ist er nach München abgehauen, um das große Geld zu machen. In der ersten Zeit kam er noch immer mit seiner Ente angetuckert, das war 'n Auto! Das erste, in dem ich dringesessen habe. Hat mir tausendmal mehr Spaß gemacht als heute mit dem dicken. Aber der Alte ist ja nicht nach München abgehauen, um ewig mit ner Ente rumzugurken.

Diesmal hat er mir 'n richtiges Angebot gemacht. Will, daß ich nach München komme, dort studiere und nebenbei schon mal in seiner Firma anfange. Immobilien. Aber im großen Stil! Nur leider interessiert mich der Schotter nicht. Das habe ich ihm auch gesagt. Aber er läßt nicht locker: »Jetzt, wo du dein Abitur hast, mußt du daran denken, die Weichen zu stellen.«

Ja, Scheiße, ich hab Abitur. Eddy nimmt mir das übel, Didi beneidet mich darum, und ich sage, ich bin trotzdem euer Kumpel. Ich werde bestimmt nicht so wie mein Alter. Und außerdem, was soll der Quatsch mit dem Weichenstellen? Bin ich ne Eisenbahn, oder was?

Okay, wir sitzen auf der Bank, trinken unser Bier, und ich steh' schon mal auf, weil wir ja immer noch vorhaben, uns ne Currywurst reinzuziehen. Aber auf einmal sagt Eddy: »Laßt uns ne Falafel essen.«

Fragt Didi: »Was'n das. Ffffallaffel? «

Sagt Eddy: »Mensch, sag doch einfach mal >Falafel<. Mit einem F.« Und lacht sich fast kaputt. Ich lache mit, aber nur innerlich. Eddy kann es sich erlauben, so mit Didi zu reden, ich nicht. Wenn's um Sprache geht, versteht Didi keinen Spaß. Das ist seine Achillesferse, oder wie das heißt.

»Ffffallaffel«, sagt Didi noch einmal, »wwwas'n das? «

»Kanakenfraß«, sagt Eddy. »Schmeckt aber gut.«

»Okay«, sage ich, »laß uns Falafel essen gehen.«

Wir wandern über den Platz zum Imbiß, da platzt Didi los: »Kkkika, die Alte. Wolln wir der ma in die Tüten kkkucken? «

Würde mich auch mal interessieren. Lauter blaue Müllsäcke mit nem Haufen Zeugs drin. Olle Klamotten wahrscheinlich, oder leere Flaschen. Weiß der Geier. Und Tüten-Paula sitzt in der Mitte auf nem Klappstuhl, hat ne Sonnenbrille auf der Nase und sagt keinen Ton. Ich fänd's Klasse, sie mal aus der Ruhe zu bringen, damit sie nicht immer nur dasitzt wie 'n Buddha, aber Eddy verzieht angewidert das Gesicht: »Was soll schon in den Tüten sein, nur Scheiße, das riechste doch.«

Ich wundere mich, warum er so stur ist. Er hat heute was Verbissenes. Er reckt den Kopf nach vorn, versenkt die Fäuste in der Bomberjacke und läßt seine Springerstiefel aufs Pflaster klacken. Didi hoppelt hinter ihm her, als hätte er ne Leine um den Hals. Und plötzlich denke ich: Was treibe ich mich eigentlich mit diesen Typen herum?

Die Falafelbude sieht eigentlich gar nicht aus wie 'n Imbiß. Eher edel. Orange-schwarze Einrichtung, Grünpflanzen und auf der Glastheke ein riesiger Blumenstrauß. Ganz nett. Aber ne richtige Pommesbude ist mir lieber.

Eddy hat die Tür aufgerissen, Didi und ich sind ihm gefolgt. Orientalische Musik jammert uns entgegen. Und es stinkt höllisch nach Knoblauch. Ich kann Knoblauch nicht riechen.

»Komm«, sage ich, »laß uns gehen, ich muß sonst kotzen.«

»Wenn du kotzen willst, kotz hier«, sagt Eddy. Mit dem ist heute echt nicht zu spaßen. Und dann ist es besser, man hält den Mund. Das Blöde ist nur, daß ich mir auch noch die Nase zuhalten muß.

Hinter der Theke stehen zwei Türken oder Araber. Schwarze Augen, dunkle Haut, lange Haare, Pferdeschwänze! Wo bin ich, denke ich, im Tuntentreff? Auch zwei Kunden haben ne Matte, aber ohne Zopf. Hinter ihnen noch eine Birkenstocktante mit roten Haaren, und links, an der Wand, so ein Lehrertyp, so 'n typischer Intellektueller. Blond, Goldrandbrille, krummer Rücken. Glitzert mich neugierig aus seinen runden blauen Äuglein an. Was will der von mir? Mich anmachen?

»Es dauert fünf Minuten«, sagt einer der Pferdeschwänze. Sagt es nicht zu Eddy, aber Eddy steigt sofort darauf ein.

»Moment mal, das is doch 'n Schnellimbiß, oder? «

»Ja bitte? Was kann ich für Sie tun? « fragt der Pferdeschwanz. Sehr freundlich. Gutes Deutsch.

Aber Eddy läßt nicht locker: »Schnell-Imbiß heißt das, oder? Und jetzt soll ich hier warten? Wo bin ich denn? In der Wallachei, oder wat? «

Der Lehrertyp runzelt die Stirn, die Langhaartypen verstummen. Auf einmal ist Spannung im Raum. Sogar die Musik klingt anders. Gar nicht mehr so jammerig. Aber der Pferdeschwanz bleibt cool. Du solltest Eddy nicht provozieren, denke ich. Gib ihm seine Falafel, und fertig. Und - was soll ich euch sagen: Der kann offenbar Gedanken lesen. »Hier«, sagt er und beugt sich über die Theke, »da haben Sie schon mal ein Wartebällchen. «

Eddy zuckt zurück, zögert einen Moment, streckt dann wie hypnotisiert seine Hand aus und hält auf einmal eine bräunliche, knusprige Kugel in der Hand. Wie ne winzige Boulette.

»Und hier noch zwei für Ihre Freunde«, sagt Pferdeschwanz und gibt Eddy noch zwei Bällchen.

Didi kichert nervös, und ich denke, ganz schön clever, der Türke. Läßt Eddy keine Chance. Wenn er überhaupt Türke ist.

Eddy wirft Didi und mir die Bällchen zu, und ich mache eine Geste, die sagt: Eins zu null für den Pferdeschwanz. Schließlich ist ja alles nur ein Spiel. Aber Eddys Miene verfinstert sich. Blitzschnell wirft er Didi noch ein Bällchen zu, sein eigenes. Diesmal reagiert Didi zu spät. Die Kugel saust an ihm vorbei, trifft die Fensterscheibe, macht >klack<, fällt runter, hinterläßt einen Fleck.

Die anderen Gäste machen betretene Gesichter. Alle Blicke richten sich auf Eddy, und Eddy genießt das. Ich will jetzt auch kein Spielverderber sein und werfe Eddy mein Bällchen zu, der fängt es, läßt es - plop - auf den Boden fallen, tritt drauf und dreht den Stiefel so lange hin und her, bis sich eine grünbraune, klebrige Masse auf den Kacheln verteilt hat. »Sieht aus wie Kuhscheiße«, brüllt er. »Kanakenfraß! «

Die Birkenstockmaus hustet, verschluckt sich und verdrückt sich. Die beiden Langhaarsofties fummeln nervös an ihren Zotteln herum. Der Lehrer mit den Glitzeraugen verspannt seine Schultern und kriegt einen richtigen Buckel. Aber die Falafeltürken sind nicht so schnell aus der Ruhe zu bringen. Formen weiter ihre Bällchen und lassen sie in die Friteuse plumpsen. Nur daß sie bei Eddy mit dieser coolen Tour nicht landen können. Der läßt sich von sowas nicht einlullen.

»Wie Kkkkuhschscheiße«, kichert Didi. Er muß jetzt auch mal was bringen, und er hat immer noch sein Bällchen in der Hand. Er zielt auf den Falafeltürken. Nicht auf den langen dünnen, auf den anderen. Trifft knapp daneben. »Schscheiße«, sagt er, »ttaugen nicht mal zum Bbballspielen.«

Der Lange ist offenbar der Obertürke. Er tut immer noch so, als wäre alles ganz normal. Füllt mit Seelenruhe eine Teigtasche mit Tomaten, Gurken, Zwiebeln und frittierten Bällchen. Aber Glitzerauge drückt die Schultern zurück, wölbt den Brustkorb vor und zeigt dem Rest der Welt, daß er keine Angst hat. »Also«, sagt er, und seine Stimme zittert wie Eddys Messer im Türblatt, »ich finde das jetzt nicht mehr komisch. Ihr wollt doch schließlich auch, daß man euch nicht anpöbelt. Ich will jetzt bitte friedlich und zivilisiert meine Falafel essen, ja? «

Meine Fresse, was für eine Kopfwichserscheiße! Bei Didi sollte Glitzerauge sich vorsehen, der kann Leute, die so gestelzt daherreden, nicht ausstehen. Da muß sogar ich mich manchmal in acht nehmen.

»Fffriedrich zzzuvielisiert«, sagt Didi und schaut sich beifallheischend nach Eddy um, »ich will mit diesen Kkkanaken aber gar nicht ffriedrich zzzuvielisiert zussssammenleben. Die sollen vvverschwinden, raus mit dem Pack! «

Glitzerauge läuft rot an. »Kanake? Wer ist denn hier eigentlich der Kanake? Vielleicht lernst du erstmal richtig Deutsch. Das können die nämlich besser als du! «

Oh Mann, das sitzt! Didi zuckt zusammen und wird grün wie ne Falafel von innen. Noch so ein Klopper, und Glitzerauge fängt ein Pfund, daß er über 'n Winterfeldtplatz fliegt.

Inzwischen ist die erste Portion fertig. Hat auch lang genug gedauert. Aber anstatt das Ding Eddy zu geben, damit endlich Ruhe ist, schiebt der Pferdeschwanz es den Langhaarigen rüber. Wahrscheinlich, weil sie zuerst da waren. Aber ist das ein Grund, Eddy zu provozieren? Und dann dieses milde, herablassende Lächeln, als ob er sagen wollte: Von so einem glatzköpfigen Penner wie dir lasse ich mich noch lange nicht einschüchtern.

Eddy kriegt die Botschaft mit, und sie gefällt ihm nicht. Von Ausländern läßt er sich nichts bieten. Wenn ihm da einer krumm kommt, dann fackelt er nicht lange. Aber natürlich rastet er nicht aus wie Didi, das ist nicht seine Art. Er macht nur ne lässige Handbewegung, und - platsch - landet der Fraß auf dem Fußboden. Rote Tomaten, grüne Gurkenscheiben, weiße Zwiebelringe, braune Bällchen, cremefarbene Joghurtsauce, schwarze Fliesen. Fast 'n modernes Kunstwerk. Aber die hatten alle keinen Sinn für Kunst. Ganz still war es im Laden.

Die Musik hat weiter gejault, aber es war trotzdem still. Alle standen da und dachten: Was kommt jetzt? Nichts kommt jetzt, denke ich. Gar nichts. Macht weiter, Leute, ist doch nichts passiert. Gebt Eddy seine Falafel, und dann zischen wir wieder ab.

Eddy reißt sein Klappmesser aus dem Futteral, läßt die Klinge rausspringen, wirbelt es einmal kurz durch die Luft und fängt an, sich in aller Ruhe die Fingernägel zu säubern. »Ich hatte vor ner halben Stunde ne Falafel geordert, Mustafa«, sagt er. »Ich warte! «

Die beiden Typen mit Matte suchen den Ausgang und finden ihn auch. Was ist mit dir, Glitzerauge, denke ich, warum verpißt du dich nicht auch? Willst du den Helden spielen, oder was?

Der Türke hinter der Theke ist nun doch ein bißchen sauer. Schaut sich das Kunstwerk an und hat keine Freude daran. Seine Kiefermuskeln arbeiten, seine braune Haut wird dunkelrot: »Schluß jetzt! « schreit er mit hoher Stimme: »Raus hier! Verschwindet! Haut ab! «

Eddy ist zufrieden. Mustafa nimmt ihn jetzt ernst. Gehört sich auch so. Ganz ruhig macht er weiter an seinen Fingernägeln. Aber jetzt ist erstmal Didi dran. Er wischt den Kassettenrecorder von der Theke, tritt zweimal rein und macht dem Gejault ein Ende. Ist nicht schade drum, denke ich. Aber ich werde doch ein bißchen nervös. Bisher war's Spaß. Jetzt wird's ernst. Und ich mitten drin. Abhauen geht nicht. Ich kann meine Kumpels nicht im Stich lassen. Ich suche nach dem Schlagring in meiner Jackentasche. Wir sind drei gegen drei. Wenn man Glitzerauge mitzählt.

Die Pferdeschwänze stehen noch immer wie versteinert. Man sieht richtig, wie der Druck in ihnen steigt.

»Paß mal auf, Mustafa«, sagt Eddy, »du hast hier Aufenthaltsrecht, ja? Arbeitserlaubnis, ja? Darfst hier leben und einen Haufen Geld verdienen, ja? Na prima, dann arbeite auch. Ich stehe jetzt schon zwei Stunden hier und warte auf meinen Türkenwhopper, und was hab ich bisher gekriegt? Ein Wartemalbällchen. Ist das in Ordnung? Kann man so mit einem Deutschen umgehen? Merk dir eins, du Penner: du hast noch eine Chance, eine einzige, und die solltest du nutzen. Sonst ist es aus mit deinem Aufenthaltsrecht, verstanden? «

Okay, denke ich, Eddy gibt ihnen noch eine Chance. Ich hatte schon Angst, er geht mit dem Messer auf den Türken los. Aber er macht gar nichts, und Didi macht auch nichts, er wartet ab, was Eddy macht. Und dann muß ausgerechnet Glitzerauge das Wort ergreifen. Ausgerechnet der! Und dabei hat er so einen Schiß, daß er glatt anfängt zu stottern!

»Also, hört mal, die Ausländer sind doch nun wirklich nicht an eurer Mimisere schuld.« - Halt die Klappe, denke ich, halt die Klappe, du Idiot, was soll denn Didi davon halten! Aber nein: »Ihr müßt doch euren Frust über die Gesellschaft nicht an denen auslallassen! «

Ich schaue zu Didi rüber und sehe sein schmales, pickliges Gesicht mit weit, weit offenstehendem Mund. Ich schaue Eddy an, Eddy schaut mich an, dann Didi, dann wieder mich und macht einen Schritt auf Glitzerauge zu. »Wat is? Wat hör ich da? Willst du meinen Kumpel verarschen? - Du? «

Und in dem »Du« liegt alles drin, Hohn, Spott, Mitleid, Verachtung.

Im Hintergrund macht sich der kleine Pferdeschwanz am Telefon zu schaffen. Eddy sieht das aus den Augenwinkeln, wirft Didi das Messer zu, flankt über den Tresen, tritt dem Türken in die Eier, daß er jaulend zusammenklappt, und reißt die Telefonschnur aus der Wand. Dann packt er den anderen, zieht seinen Kopf auf den Tresen runter, läßt ihn ein paarmal richtig aufbumsen und fragt, ob er nicht gerade ne Falafel machen wollte?

Aber noch bevor der etwas antwortet, mischt Glitzerauge sich wieder ein. Muß der denn unbedingt die Menschheit retten? Ist doch idiotisch, wenn jemand, der das nicht gelernt hat, in ne Randal eingreift. Ich hätte ihm sofort eins mit dem Schlagring verpassen sollen, dann wäre Ruhe gewesen. Aber ich konnte irgendwie nichts machen.

Ich sehe, wie Glitzerauge sich in Bewegung setzt, um dem Falafeltürken zu Hilfe zu kommen. Ich sehe, wie Didi auf ihn zuspringt und die Hand vorund zurückschnellen läßt. Ich sehe, wie Glitzerauge taumelt und sich den Bauch hält. Er macht zwei, drei Schritte zurück, und plötzlich halte ich ihn im Arm. Schwer wie ein nasser Sack. Ich lasse ihn zu Boden gleiten. Didi hält das Messer in der Hand und wischt es mit einer Serviette ab. »Hätte sich nicht einmischen sollen«, sagt er. Ganz ohne zu stottern.

In der Ferne hören wir Polizeisirenen. Hat uns die Birkenstocktante verpiffen? Oder einer der LanghaarTypen?

»Weg hier! « schreit Eddy und knallt zum Abschied noch einmal den Kopf des Türken auf den Tresen.

Okay, denke ich, nichts wie weg. Ich werfe noch einen Blick auf Glitzerauge. Sieht nicht gut aus. Bleich wie die Joghurtsauce, in der er liegt. Aber allzu schlimm kann es nicht sein. Ein paar Wochen Krankenhaus, dann steht der wieder in der Schule und bringt den Kids kluge Sachen bei.

Und wieder hat er so etwas im Blick, als ob er mich anmachen wollte. Aber in dem Zustand? Jetzt macht er sogar den Mund auf. Was hat er gesagt? Berno? Hat er wirklich Berno gesagt? Woher, verdammt nochmal, kennt der meinen Namen?

## Immer ganzheitlich

Das Schicksal erweist sich im Rückblick stärker durch die Vielzahl winziger Nichtentscheidungen beeinflußt, als durch die wenigen bewupten Entscheidungen. Ja, genau so war es. Ronstein nahm den gelben Textmarker und ließ den Filz über die Zeilen gleiten. Man konnte vielleicht darüber streiten, ob »Schicksal« in diesem Zusammenhang glücklich gewählt war, aber mit seiner Kernaussage hatte der Autor recht: Man traf ein paar Entscheidungen, bildete sich ein, man hätte sein Leben »geführt«, und im nachhinein mußte man sich sagen, daß man so war, wie man war, weil man die Dinge hatte laufen lassen. Aus Bequemlichkeit? Vielleicht. Aber man konnte auch nicht dauernd alles in Frage stellen. Man schlug einen Weg ein, marschierte munter drauflos und verfiel nach und nach in einen Trott, das war wohl kaum zu vermeiden. Und dann kam irgendwann der Augenblick, in dem man sich fragte: Was hab ich eigentlich die ganze Zeit gemacht? War es das, was ich gewollt habe? Muß ich jetzt so weitermachen? Oder habe ich noch die Chance zu einem neuen Anfang?

Ronstein las den Satz noch einmal: Das Schicksal erweist sich im Rückblick... - Ja, das war es eben, daß es sich immer erst im Rückblick »erwies«. Und dann war es zu spät. Dann war das Leben bereits gelaufen. Wenigstens das halbe. Wollte er wirklich für den Rest so weitermachen wie bisher? Weiter nach dem Wenn-Dann-Prinzip? Wenn ich erstmal das und das erreicht habe, dann bin ich frei und kann machen, was ich will. Erst muß ich mein Abitur haben, dann. Erst muß ich mein Studium beendet haben, dann. Wenn ich erst mein Diplom habe, dann. Wenn ich meinen Doktor, meine Habilitation habe, dann, dann, dann. Und nun hieß es natürlich: Wenn ich erst eine Professur habe, dann. Dann aber wirklich! Dann hätte er ausgesorgt und bräuchte keine Rücksicht mehr zu nehmen. Er könnte forschen und lehren, was er wollte! Und wenn ihm dann noch jemand den Vorwurf machte, er schreibe zu essayistisch und nicht wissenschaftlich genug, dann würde er darüber nur noch müde lächeln, oder nicht einmal mehr das. Aber bis dahin mußte er auf der Hut sein und durfte sich keine Blöße geben. Die Fußnoten mußten stimmen, die Quellenangaben korrekt sein, und ohne daß die neueste Untersuchung der Universität Abrakadabra zitiert wurde, ging es sowieso nicht. Wenn er Professor wäre, dann könnte er die ganze Wichtigtuerei beiseitelassen und geradeheraus sagen, was er dachte. In einer klaren, einfachen Sprache. So wie die Amerikaner, deren Soziologie genau deswegen so viel lebendiger war als die deutsche! Die durften offenbar essayistisch oder, auf gut deutsch gesagt, verständlich schreiben, ohne deswegen gleich für unwissenschaftlich gehalten zu werden. Amerikaner müßte man sein! Oder Professor. Und das war Ronstein eben noch nicht. Leider. Ronstein war Privatdozent, und Privatdozent zu sein hieß: Man hatte die Qualifikation dafür, Professor zu werden, aber noch keinen Ruf. Trotzdem war man an die Universität gebunden. Man mußte jedes Semester mindestens eine Stunde pro Woche unterrichten, damit man seine Lehrberechtigung nicht verlor. Es gab, darauf hätte Ronstein jede Menge Champagner gewettet, keine Tätigkeit im ganzen Land, die so schlecht bezahlt wurde wie die des Privatdozenten. Eine Stunde Lehre war ja nicht nur eine Stunde - man mußte sich auch darauf vorbereiten. Das kostete mindestens einen halben Tag. Und was verdiente der Privatdozent? Einhundertfünfzig Mark - nein, nicht pro Stunde, pro Semester! Für zwölf Wochen! Macht pro Stunde Zwölfmarkfünfzig. Aber da die Stunde nicht nur eine Stunde war, sondern ein halber Tag plus eine Stunde, hieß das, der Privatdozent bekam einen Stundenlohn von, großzügig gerechnet, Zweimarkfünfzig - immer vorausgesetzt, er arbeitete konzentriert und zielgerichtet und trödelte nicht herum oder las Zeitung oder bildete sich sonstwie weiter. Und diese Arbeit mußte er machen, sonst verlor er seine *venia legendi* und damit das Recht, Professor zu werden. Aber ob ein solcher Ruf jemals an ihn ergehen würde, das stand in den Sternen. Und wenn Ronstein ihn nun bekäme, wäre er dann zufrieden? Hätte er dann das, was er gewollt hatte? Journalist hatte er werden wollen. Oder Reiseschriftsteller. In der Welt herumkommen und schreiben! Statt dessen saß er sich in überfüllten Bibliotheken den Rücken krumm oder hockte zu Hause vor dem Computer und verwaltete sein Wissen, genau wie all die anderen. Nun gut, er hatte wenigstens immer eine Vorliebe für schräges Denken gehabt - aber kriegten das die anderen nicht allmählich auch? Sein größter und geheimster Wunsch war, wie er sich eingestand, nicht einmal gewesen, Journalist oder Reiseschriftsteller zu werden, sondern Drehbuchautor. Ja, es war vielleicht pervers, aber er stellte es sich wunderbar vor, Drehbücher fürs Fernsehen oder, besser noch, für den Film zu schreiben. Er hatte es einmal gemacht, war aber gescheitert. Oder nein, nicht er, sondern der Film war gescheitert. Die Finanzierung. Die Produzentin hatte beinahe eine Million an Fördergeldern zusammengebracht, aber das hatte nicht gereicht. Fünfhunderttausend Mark mehr - Vom ZDF oder vom Bundesministerium des Inneren -, und Ronstein wäre nicht Privatdozent geworden, sondern Drehbuchautor. Damals, das war vor ungefähr sieben Jahren, war er bereit gewesen, auf die Doktorarbeit zu verzichten und nur noch Drehbücher zu schreiben. Aber als es dann nicht geklappt hatte, war er aufs gewohnte Gleis zurückgekehrt. War das eine »Entscheidung« gewesen? Oder eine der »Vielzahl winziger Nichtentscheidungen«?

Verflucht, dachte Ronstein, ich muß los! Er war um elf verabredet. Ekki und er wollten auf dem neuen Schiff die Havel hinunterschippern. Natürlich nicht nur zum Vergnügen, nein, das wäre nichts für Ekki, und, um ehrlich zu sein, auch nicht für Ronstein. Sie wollten ein brainstorming machen, oder eine Denkwerkstatt, wie Ekki es auch nannte, und dabei zugleich den schönen Tag genießen. Immer ganzheitlich!

Die Maisonne warf ihr Licht durch die bunten Jugendstilfenster des Treppenhauses. Ronstein rannte die Treppe hinunter und hatte die Haustür schon halb geöffnet, als ihm die Post einfiel. War der Briefträger schon durch? Ronstein öffnete den Briefkasten, holte einen Haufen Papier heraus, überflog die Schlagzeile der taz und warf alles, was nach Werbung aussah und sich auch so anfühlte, in den Plastikkorb, der unter der Doppelreihe von grauen Hausbriefkästen stand. Zwei an Beate adressierte Briefe schob er in den Kasten zurück. Übrig blieb ein Kuvert aus Umweltpapier mit amtlichem Stempel: Technische Universität Chemnitz. Ein ganz normaler Brief, keine Übergröße, kein Überporto, kein Übergewicht. Ronsteins Herz begann schneller zu schlagen. Sie schickten ihm seine Bewerbungsunterlagen nicht zurück? Warum nicht? Um Porto zu sparen? Nein, so arm waren sie auch in Chemnitz nicht mehr. Warum behielten sie dann die Unterlagen da? Weil sie ihn haben wollten? Ja, es sah ganz so aus. Sie wollten ihn. Er hatte es geschafft. Er würde die Stelle bekommen!

Er ärgerte sich darüber, daß seine Hände so zitterten. Hatte er es nötig, sich wegen einer C3-Professur in Chemnitz, ehemals Karl-Marx-Stadt, so aufzuregen? Seit anderthalb Jahren befolgte er jetzt das übliche Ritual: Bewerbungsschreiben, Berufungsvortrag (wenn man das Glück hatte, eingeladen zu werden) und Warten auf die Absage - und von Mal zu Mal kam ihm das Spiel verlogener vor. Er hielt seinen Vortrag, versuchte, soviel Eindruck zu schinden wie möglich, und dachte, noch während die Theorien, Definitionen und Zitate aus seinem Mund herausschnurrten, es ist doch alles Schaumschlägerei, was hier passiert, ich verachte euch dafür, euch, mich und den ganzen Wissenschaftsbetrieb! Er wunderte sich manchmal darüber, daß er nicht einfach mittendrin aufhörte und seiner Zuhörerschaft, den Professoren, Assistenten und Studenten ins Gesicht schrie, sie könnten ihm alle mal den Buckel runterrutschen, er glaube sowieso nicht an die Art von Wissenschaft, die sie von ihm erwarteten, er habe soeben aufgehört, sich zu bewerben, auf Wiedersehen, machen Sie's gut, und einen schönen Tag noch! Statt dessen brachte er das nächste Zitat und erläuterte mit bedeutsamer Miene die allerneueste Untersuchung der Universität Hokuspokus.

Damals, als er mit sechzehn Jahren von zu Hause weggelaufen und in Berlin gelandet war, hatte er sich mit den verschiedensten Jobs durchgeschlagen, war Hausmeister, Platzanweiser, Fischverkäufer, Möbelpacker, Taxifahrer, Musiker und was nicht alles gewesen. Er hatte nicht viel verdient, aber er war lebendig und voller Hoffnung gewesen, und vor allem: neugierig. So schwer die Jobs auch waren, es waren Durchgangsstadien, Stufen auf dem Weg zu etwas Großem, das ihm nur noch nicht klar und deutlich vor Augen stand. Er würde seinen Weg machen, das war sicher. Es würde noch einiger Anstrengungen bedürfen, aber dann. Ja, und dann hatte er sich entschlossen, das Abitur nachzumachen, und von da an einen geraden, langsam ansteigenden Weg beschritten: Studium, Diplom, Assistentenstelle, Doktorarbeit, Habilitation. Und nun - Chemnitz?

Einer plötzlichen Eingebung folgend, warf Ronstein den Brief aus Chemnitz ungeöffnet in den Kasten zurück und verließ das Haus.

Der Winterfeldtplatz war fast leer. Kein Markttag heute. Nur die Frau mit den Tüten war wieder da. Merkwürdig. Was machte sie hier? Jahrelang hatte sie am Kudamm gesessen, Ecke



Grolmanstraße, und nun auf einmal hier, am Winterfeldtplatz. Sie saß auf ihrem Klappstuhl, war umgeben von einem Wall aus blauen Müllsäcken, und ließ das Leben an sich vorüberziehen. Gelegentlich fütterte sie die Tauben, sonst tat sie nichts, redete auch mit niemand. Sie spielte einfach nicht mehr mit.

Vom Bahnsteig der U-Bahn, die hier als Hochbahn fuhr, sah Ronstein über die Gleise zum Nollendorfplatz hinüber. Wie immer, wenn er hier oben stand, überkam ihn ein unbestimmtes Glücksgefühl. Da unten lag der Schöneberger Kiez mit seinen Kneipen, Boutiquen, Antiquariaten, Kebabbuden, italienischen, indischen und chinesischen Restaurants. Ronstein mochte diese Vielfalt, die freilich seit der sogenannten Wende vom drastischen Anstieg der Mieten bedroht war. Aber wenn man hier oben stand, sah man nicht die Mieten, sondern nur die Läden und die Leute und konnte sich einbilden, es sei alles noch wie eh und je.

Als er in die U-Bahn einstieg, mußte er mit ansehen, wie ein Skin mit Bomberjacke und Springerstiefeln einen dunkelhäutigen Mann beiseite stieß und sich ruppig vordrängelte. Als er vor zwei Monaten im Nadelstreifenanzug in Hamburg mit der S-Bahn zu einem Bewerbungsgespräch unterwegs gewesen war, hatte sich ein Skin vor einem ärmlich wirkenden Mann mittleren Alters aufgebaut und gezischt: »Ich kenne dich, du Wichser, ich kenne dich genau! Paß bloß auf! « Er hatte sich dem Mann gegenübergesetzt, ihn ununterbrochen fixiert und ab und zu weitere Drohungen ausgestoßen. Die Leute in der S-Bahn hatten betreten zu Boden geschaut. Kollektiver Totstellreflex. Auch Ronstein hatte nichts gesagt oder getan. Aber in seinem Hirn hatte es fieberhaft gearbeitet. Zivilcourage! Nicht immer alles hinnehmen, nicht immer alles einfach so geschehen lassen!

Er hatte eine flammende Rede gehalten, um die Fahrgäste aufzurütteln. Solidarität! Wir müssen unsere Demokratie verteidigen! Nicht bloß alle vier Jahre einmal die Stimme abgeben und alles andere den Politikern überlassen! Wenn wir mündige Bürger sein wollen, dann müssen wir unseren Mund aufmachen und zeigen, daß wir uns nicht alles bieten lassen, weder von denen da oben, noch von Typen wie diesem da! Was hilft denn gegen die Angst? Der Mut! Wenn wir jetzt alle aufstehen und sagen, daß wir nicht bereit sind, sein Verhalten hinzunehmen, dann löst sich dieser Kerl in Luft auf, das verspreche ich! - Aber vielleicht hatten die anderen auch solche Reden gehalten, während sie zu Boden blickten und sich totstellten. Hinterher mußte Ronstein sich sogar eingestehen, daß er Angst gehabt hatte, bei einem Handgemenge seinen Nadelstreifenanzug zu ramponieren. Er hatte schließlich ein wichtiges Bewerbungsgespräch vor sich. Es ging um eine C4-Stelle! Aber inzwischen waren die Unterlagen aus Hamburg längst zurückgekommen.

U-Bahnhof Theodor-Heuss-Platz. Ronstein nahm den Bus und atmete schon wenige Minuten später Grunewaldluft ein. Wenn nicht gerade Feiertagsbetrieb war, dann konnte man hier stundenlang auf märkischem Sandboden spazieren gehen, ohne einem Menschen zu begegnen. Das Ökozentrum, dessen Chef und Begründer Eckard Baumann war, lag inmitten dieser hügeligen Waldlandschaft, unweit des Teufelssees. Früher war es ein Wasserwerk gewesen. Öko-Ekki, wie seine Freunde ihn mit einer Mischung aus Ironie und Anerkennung nannten, hatte es vor dem Abriß gerettet und ein Umweltinstitut daraus gemacht. Man konnte hier an Seminaren teilnehmen, alternativen Gartenbau erlernen und sich über die verschiedensten Möglichkeiten umweltfreundlichen Wirtschaftens informieren. Eine kleine ökologische Oase inmitten der Millionenstadt. Und mitten in dieser Oase sprang Eckard Baumann wie ein rasender Derwisch herum und telefonierte, faxte, gab Anweisungen und raufte sich die Haare darüber, daß nichts so klappte, wie er es sich in seinem genialischen Kopf vorgestellt hatte. Ronstein saß ihm in seinem chaotisch aussehenden Büro gegenüber und mußte mit ansehen, wie er mit drei Telefonen gleichzeitig hantierte. Die Bank hatte gerade die Zahlungsfähigkeit

des Instituts angezweifelt und neue Sicherheiten gefordert. Der Laden stand kurz vor dem Ruin. Ruin? Konkurs? Pleite? Nein, das waren Fremdwörter für Ekki. Auf dem einen Apparat sein Finanzberater, auf dem anderen ein Seminarleiter, auf dem dritten der Direktor der Bank - Ekki sprach simultan mit allen dreien und veränderte dabei mit artistischem Geschick seine Stimme, je nachdem, mit wem er gerade sprach. Mal hart und entschlossen, mal nachdenklich und verständnisvoll, mal charmant bittend - die Stimmund Ausdruckslagen wechselten einander so schnell ab, daß einem schwindelig vom Zuhören wurde. Aber Ekki gelang es offenbar, seine Gesprächspartner zufriedenzustellen. »So«, sagte er schließlich und schnappte sich das Funktelefon, »nichts wie weg.« Er hastete voran zum Landrover, doch der war noch mit Gartengeräten vollgestopft - Hacke, Schaufel, Spaten, Sichel. »Scheißbladen! Mit diesen AsM-Leuten hat man nichts als Ärger. Alles muß man kontrollieren, für jeden Schritt brauchen die ne extra Anweisung, am besten schriftlich und mit drei Durchschlägen. Die Leute denken nicht mit, das ist das Problem. Alles Beamtennaturen. Keine Initiative! Schrott! « Es war nicht ganz klar, ob er mit »Schrott« die Mitarbeiter meinte oder die verrostete Sichel, die er gerade aus dem Wagen herausräumte.

Ekki war selbst einmal Beamter gewesen, Dozent an einer Verwaltungsakademie. Vor ein paar Jahren hatte er Posten und Pension aufgegeben, um die Ideen zu verwirklichen, von denen er rastlos umgetrieben wurde. Seither gab es keinen Tag, an dem er nicht über die Beamten schimpfte. Oder Witze über sie machte. »Warum kriegen die Beamten morgens immer ein trockenes Brötchen auf den Schreibtisch? « - ? - »Damit wenigstens der Magen was zu arbeiten hat! « Und dann folgte regelmäßig ein glucksendes, nicht enden wollendes Lachen, bis er rot anlief, und man Angst hatte, er werde seinen nächsten Atemzug nicht mehr erleben.

Eine seiner Ideen war der Öko-Zug gewesen. Ekki wollte ausrangierte Reichsbahnwagen umbauen, mit Öko-Bistro, Bibliothek und Seminarwagen ausstatten, und damit in den Städten und Gemeinden, die von Berlin aus zu erreichen waren, Umweltaufklärung betreiben. Halb belustigt, halb verärgert hatte der zuständige Bahnbeamte sich das alles angehört und ihm anhand von allerlei Vorschriften und technischen Argumenten erläutert, warum der Öko-Zug nicht funktionieren könne. Aber da kannte er Ekki schlecht. Der hatte längst alles durchrechnen lassen und detaillierte Pläne angefertigt. Er hatte sogar einen Prospekt dabei! Der Bahnbeamte hielt das überdimensionierte Hochglanzdruckerzeugnis in der Hand, blätterte es Seite für Seite durch und brummte immer wieder: »Det jib's doch nicht! Det jib's doch nicht! « Der Öko-Zug bekam grünes Licht.

Ronstein stand am Landrover und wartete darauf, daß es losging. Die Gartengeräte waren ausgeladen, aber wo war Ekki? Wieder bei seinen drei Telefonen und dem Faxgerät? Wie stellte er es bloß an, inmitten all seiner hektischen Aktivitäten so gelassen zu bleiben? Irgend etwas mache ich falsch, dachte Ronstein. Er fühlte sich, besonders in den letzten Monaten, oft matt und schwindelig, hatte Herzrasen und diffuse Angstzustände. Er war zum Arzt gegangen und hatte einen Check-up machen lassen. Ergebnis: negativ. »Ihre Gesundheit möchte ich haben«, hatte der Arzt nur gesagt. Nein, da war nichts. Aber irgend etwas war da doch.

Ekki kam mit einer kleinen, blonden Frau zurück. Sie war Ende zwanzig, hatte lustige Augen, eine etwas zu große Nase, einen auch nicht gerade kleinen Mund und blonden Flaum auf der Oberlippe.

»Meine neue Assistentin. Simone. Sie hat das Schiff auch noch nicht gesehen. Wir nehmen sie mit. - Ja, also, und das ist der Privatdozent Herr Dr. Ronstein.«

»Ich bin beeindruckt«, sagte Simone.

»Ronny«, sagte Ronstein, um ihrem Spott den Wind aus den Segeln zu nehmen.

»Ronald Ronstein? «

»Wilfried. Ronny ist mein Spitzname.«

»Und wie darf ich Sie nennen? «

»Ronny. Aber nur wenn Sie das >Sie< weglassen.«

»Oh«, machte Simone und setzte sich auf den Rücksitz des Rovers, »dann kann's ja losgehen.«

Ronstein spürte einen leichten Stich in der Seite, als er sich neben Ekki auf den Beifahrersitz setzte. Außerdem hatte er Rückenschmerzen, wie fast immer. Manchmal konnte er es kaum noch aushalten.

Ekki verstaute das Funktelefon und fragte, während er den Anlasser betätigte, ob Simone Geld eingesteckt habe. »Wir brauchen doch was zu essen. Gutes Wetter, gutes Essen, gute Luft, gute Gedanken: immer ganzheitlich! «

Nach dem Einkauf im Supermarkt fuhren sie aus der Stadt. Die Ampeln auf der Heerstraße zwangen Ekki noch, das vorgeschriebene Tempo einigermaßen einzuhalten, aber hinter dem ehemaligen Grenzkontrollpunkt Staaken gab es kein Halten mehr. Wild gestikulierend, Projekte entwickelnd, sich nach hinten umdrehend, um Simone Erläuterungen zu geben, raste Öko-Ekki mit x40 Sachen über die Schlaglöcher. Nebenbei leerte er eine Dose Isostar. Ausgerechnet Isostar. Ausgerechnet aus einer Dose. Ronstein hielt sich verkrampft am Haltegriff fest und schwor sich, nie wieder mit diesem Berserker Auto zu fahren. Treuhand, Termine, Umweltministerium, Kontakte, Vereinsgründungen, Sponsoren, Lottogesellschaft, ÖkoZug, Technische Universität, Havelschiff - die Worte rasten an ihm vorbei wie die Autos, Häuser, Zäune, Bäume, Felder. Das Autotelefon klingelte, und Ekki telefonierte, ohne das Tempo zu verringern. Ronstein begann Atemübungen zu machen, um mit seiner Angst fertigzuwerden. Warum hatte er nicht den Mut, diesem Verrückten zu sagen, daß er langsamer fahren sollte?

Plötzlich wurde er in Richtung Windschutzscheibe geschleudert und vom Sicherheitsgurt hart abgefangen. »Tut mir leid«, sagte Ekki, »wie findest du das Haus da? Ist ein ehemaliges Stasiobjekt, steht frei, man könnte es als Tagungsstätte anmieten. Komm, das schauen wir uns mal eben an.«

Kurz nach zwei waren sie in Ketzin. Das Schiff, ein ehemaliges Fahrgastschiff, hatte eine Kajüte für zwanzig Personen und eine Decksterrasse, über der sich die Steuerkabine erhob. Während Simone die Lebensmittel in die Kajüte brachte, warf Ekki den Schiffsdiesel an. »Ist gar nicht so leicht zu steuern. Reagiert nur zeitverzögert. Hier, übernimm mal das Steuer. Aber paß auf, es gibt hier ne Menge Sandbänke! « Ohne auf Ronsteins Einverständnis zu warten, verließ er das Führerhäuschen und wieselte in Richtung Kajüte davon.

»He, wo soll ich denn hinfahren! «

»Immer in der Mitte bleiben. Und dann rechts in den Seitenarm! «

Ronstein fing an zu schwitzen. Der verdammte Kahn drehte sich! Und dabei hatte er das Steuerrad doch kaum bewegt! Verzweifelt hielt er dagegen, aber nun drehte das Schiff in die andere Richtung ab. Ausgerechnet in diesem Moment tuckerte ein riesiger Lastkahn heran und wollte überholen. Ronstein sah sich schon als Titelhelden der morgigen BZ: Professor rammt Havel-Kahn. Drei Tote. Und dabei war er noch gar nicht Professor.

Ekki hatte inzwischen zusammen mit Simone den Tisch gedeckt und kam gut gelaunt zurück. »Ich glaube, wir machen das ein bißchen zu wissenschaftlich, Herr Doktor«, sagte er mit Blick auf die Wasserspur. »Warum eine Sinuskurve, wenn eine Gerade auch gereicht hätte? « Lässig wie ein alter Havelschiffer übernahm er das Steuer und ging in der nächsten Bucht vor Anker. Den Motor ließ er im Leerlauf weitertuckern. Das Brainstorming oder die Denkwerkstatt konnte beginnen.

Simone hatte so viele belegte Brote gemacht, daß sie sich für jeden Gedanken mit einem Schinken-, Käse-, oder Lachshäppchen belohnen konnten.

»Ich werde Schloßherr«, sagte Ekki. »Mir fehlt noch eine Unterschrift, dann ist es soweit.«  
»Will er mich auf den Arm nehmen? «

»Nein«, sagte Simone. »Ich werde sogar Burgfräulein - oder wie sagt man dazu? «

»Na dann! « sagte Ronstein. »Vielleicht komme ich mal vorbei und singe Minne.«

»Glaub ihm nichts«, sagte Ekki, »er ist verheiratet.«

Das Schloß hieß Mellow, lag sechzig Kilometer von Berlin entfernt in der Nähe des Dorfes Mellow, war ziemlich heruntergekommen und sollte von den alten (und nach der Wende wieder neuen) Besitzern verkauft werden. Die Treuhand suchte einen Käufer, der einen Investitionsplan vorlegen konnte. Ekki hatte zwar noch keinen Hochglanzprospekt drucken lassen, aber er hatte ohne langes Überlegen Ideen vorgetragen, die die Treuhandleute schwer beeindruckt hatten. Deutschlands erstes Öko-Schloß! Und das im Osten!

»Mit Öko-Restaurant, nur Vollwertküche, aber vom Feinsten! « sagte Ekki und schlang ein Schinkenhäppchen hinunter.

»Und ökologischer Gemüseanbau im Schloßpark.« »Simone übernimmt die Verwaltung, sitzt am Computer und empfängt die Leute.«

»Was für Leute? «

»Manager, zum Beispiel. Sponsoren. Jungunternehmer, aber auch Politiker, Militärs oder Verwaltungsleute, die zu ökologischen Schloßgesprächen kommen. Mellow Kreis - Mellow Gespräche - Club of Mellow, so etwas. Die können da natürlich auch wohnen, die Zimmer werden tiptop hergerichtet, mit umweltfreundlichsten Materialien, versteht sich.«

Ronstein mußte sich Mühe geben, seinen Neid zu verbergen. Er fühlte sich immer ein bißchen schwach angesichts der renaissancehaften Lebensfülle dieses Öko-Berserkers. Ideenreichtum, Organisationstalent, Überzeugungskraft, Durchsetzungsvermögen - hier kam alles »ganzheitlich« zusammen. Das einzige, was man Ekki übelnehmen konnte, war, daß er alle

Leute in seiner Umgebung zu Statisten degradierte. Aber weil das, was er machte, Hand und Fuß hatte, konnte man es ihm nicht wirklich vorhalten. Und - hatte Ronstein nicht die gleichen Ideen? War es nicht sogar so, daß Ekki einige der Gedanken, die sie im Laufe der Zeit gemeinsam entwickelt hatten, nun als seine eigenen vortrug? Komisch, wie empfindlich Ronstein darauf reagierte. Das Gemeine daran war, daß man nichts dagegen machen konnte. Inhaltlich mußte man zustimmen, und wenn man alle naslang ausriefe, »He, diese Idee ist aber von mir«, machte man sich damit bestenfalls lächerlich. Na und, würde der andere sagen, das ist doch jetzt nicht wichtig. Und es war auch nicht wichtig. Aber trotzdem ärgerte man sich, kam sich kleinlich vor und ärgerte sich obendrein über sich selbst. Das einzige, was helfen konnte, war: mitmachen! Der mit dem Wolf heult. Um der guten Sache willen.

»Sicher«, sagte Ronstein noch einmal, »Mellowere Gespräche. So ähnlich wie die Toblacher Gespräche, die haben auch mal klein angefangen.«

»Toblacher Gespräche? « fragte Simone.

»Toblach«, sagte Ekki. »Ein winziger Ort in Südtirol. Da gibt es regelmäßig ökologische Konferenzen. Inzwischen haben die fast so eine Bedeutung wie der Club of Rome. Warum sollten wir das nicht auch schaffen.«

»Klar«, sagte Ronstein und fing an, sich warmzureden. »Man muß nur anfangen. Und vor allem: positiv denken. Die Zeiten der Weg-mit-Flugblätter sind vorbei. Weg mit den Atomkraftwerken! Weg mit den Autos! Weg mit dem Plastik-Joghurtbecher! Unsino! Wenn man in dieser Welt etwas erreichen will, dann muß man die Leute positiv ansprechen. Phantasie entwickeln! Perspektiven zeigen! Ökologisches Verhalten muß Spaß machen, sonst haben wir keine Chance! «

»Gutes Gefühl statt schlechtes Gewissen«, sagte Ekki. »Genau. Und dann brauchen wir natürlich ein ausgefeiltes Image-Konzept mit CI-Strategie.«

»CIA? « sagte Ekki. »Damit hab ich nichts am Hut.«

»Si-Ei«, sagte Ronstein. »Corporate Identity. Damit der Laden ein überzeugendes Image hat. Dazu brauchst du zunächst mal eine Corporate Culture, eine in sich stimmige Unternehmenskultur.«

»Ssi-ssi«, sagte Ekki.

»Exakt. Und außerdem werden wir ein Corporate Design entwickeln -,«

»Si-di«, buchstabierte Simone.

»- ein einheitliches ökologisch-progressives Styling. Vom Namen über die Gestaltung der Druckerzeugnisse bis zu den Seminarstickern und der Gebäudeeinfichtung.«

»Muß ich dann Uniform tragen?« fragte Simone. »Baumwolle und XXL? «

»Und schließlich das Kernstück«, fuhr Ronstein fort: »die Corporate Communication, mit dem Ziel, die Einstellungen der Öffentlichkeit und der Mitarbeiter zu beeinflussen. Aber bei uns ist das nicht bloß eine Masche. Wir meinen es ernst.«

»Ganz anders als McDonald's«, sagte Ekki. »Die machen ja nur Spaß.«

»Eins steht jedenfalls fest: mit wissenschaftlichem Wenn und Aber und dem üblichen Noch-ist-nichtzweifelsfrei-bewiesen-daß wie an der Uni kommen wir nicht weiter. Wenn schon, dann müssen wir die Sache professionell angehen.«

»Das ist genau das, was ich vorhabe«, sagte Ekki. »Schloß Mellow als Keimzelle der ökologischen Revolution. Mit allen Schikanen. Mit ökologischem Lehrpfad, Meditationszentrum, Backhaus, ökologischem Erlebnispark und einer Akademie für Lehmbauweise -. «

»Lehmbauweise? «

»Sein neuester Spleen«, sagte Simone. »Jeder formt sich seine Ziegel selbst, trocknet sie an der Luft und fügt sie in ein Holzoder Metallfachwerk ein. Die Bauweise der Zukunft.«

»Seltsam«, sagte Ronstein, »wie sehr sich manchmal Vergangenheit und Zukunft ähneln.«

»Die älteste Bautechnik der Welt«, sagte Ekki, zu dessen Qualitäten es gehörte, vollkommen immun gegen jede Art von Spott zu sein. »Aber alt heißt ja nicht unbedingt schlecht. Und die Lehmbauweise ist optimal, du kannst damit mehrstöckige Häuser bauen, es werden keine Chemikalien verwandt, es gibt keine allergenen Stoffe, die Wärmedämmwerte sind erfüllt, die Wände sind atmungsaktiv - optimal, wie gesagt! «

»Apropos Atmung«, sagte Ronstein, »was riecht hier eigentlich so?« Es roch nicht nur, es stank. War durch die Scheibe der Kajütentür nicht sogar blauschwarzer Qualm zu sehen?

»Ist nur der Diesel«, sagte Ekki kategorisch. »Daran gewöhnt man sich.«

»Ich habe übrigens dein Buch gelesen«, sagte Simone, »und -.«

»Du hast was?« rief Ronstein aus. Seine Doktorarbeit hatte in Fachkreisen einige Beachtung gefunden, aber Simone gehörte nicht zu den Fachkreisen, leider.

»Hat mir gefallen. Ich fand es sogar gut geschrieben, was man von einem Soziologen ja normalerweise nicht erwartet. Gar nicht so hochtrabend und geheimsprachlerisch wie die meisten. Und deswegen dachte ich - «

»Es stinkt wirklich«, sagte Ekki.

»Ja«, sagte Ronstein. »Und ist es eigentlich normal, daß es so qualmt? «

»Es qualmt? « Ekki drehte sich mit einem Ruck um und sah, was Ronstein schon seit einer Weile gesehen hatte.

»Warum sagst du das nicht gleich, du Spinner! « Mit einem Satz war er draußen. Simone und Ronstein rannten hinterher. Der Diesel war heißgelaufen, der Temperaturanzeiger stand auf 130 Grad. »Komm, hilf mir mal! « Ekki machte sich daran, die schwere Eisenplatte, unter der der Motor lag, zur Seite zu wuchten. Ronstein half ihm dabei. Beißender Qualm schlug ihnen entgegen. Ekkis Kopf tauchte furchtlos hinein und verschwand in der Luke. »Scheiße. Der Kühlschlauch ist gerissen.«

»Ist das was Schlimmes?«

»Nein. Aber wir kommen hier nicht mehr weg.«

»Und was machen wir jetzt? «

»Telefonieren. «

»Gibt's hier ein Telefon an Bord? «

»Mein Handy.«

»Ach, du liebe Zeit«, sagte Simone.

»Sag jetzt nicht, du hast es -.«

»Doch, tut mir leid.« Man sah, daß es ihr wirklich leid tat, so verzagt sah sie auf einmal aus. Ronstein hätte ihr nicht böse sein können. Ekki konnte es offenbar auch nicht. Bei jedem anderen hätte er einen Wutanfall gekriegt, zu Simone machte er nur eine beruhigende Handbewegung.

»Und was machen wir jetzt? «

»Schwimmen.« Schwimmen, dachte Ronstein. Guter Witz. Es war zwar Mai, aber das gute Wetter hielt noch nicht lange an. »Ist doch eiskalt, die Brühe.«

»Und dreckig. «

»Dreckig bin ich sowieso schon.« Erst jetzt fiel Ronstein auf, daß der Geschäftsführer eines Umweltinstituts und Leiter einer Denkwerkstatt sich in die Karikatur eines Schiffsmaschinisten verwandelt hatte.

»Wenn wir den Anker lichten«, sagte Ekki, »dann treiben wir in die Fahrinne. Also gibt's nur die eine Möglichkeit.« Und ohne lange zu zögern, zog er sich bis auf die knallrote Unterhose aus, sprang in die schaumige Havelflut und bewegte sich mit kräftigen Kraulbewegungen aufs Ufer zu.

»Igitt«, sagte Simone und begann sich in der Sonne zu räkeln. Aber es klang nicht angeekelt, eher spöttisch. Über wen spottete sie? Über Ekki? Oder über ihn? Als sie die Arme hinter dem Kopf verschränkte, fiel Ronstein auf, daß sie keinen BH trug. Ihr kleiner Busen zeichnete sich deutlich unter der graugrünen Seidenbluse ab. Ronstein stellte sich vor, er würde hinter sie treten, seine Nase in ihrem Haar vergraben und mit jeder Hand eine ihrer Brüste umschließen.

»Was für ein Shampoo benutzt du? «

»Sollte ich ein anderes nehmen? «

»Ich habe mich nur gefragt, wie dein Haar riecht.«

»Das ist nicht so schwer herauszufinden.« Sie kam zu ihm, er zog sie leicht zu sich heran.

»Es riecht überhaupt nicht nach Shampoo.«

»Sondern?«

»Ich weiß nicht. Aber es riecht gut.« Er trat einen Schritt zurück und spürte wieder dieses Stechen in der Seite. Komm, es ist nicht der richtige Zeitpunkt, dich zu verlieben. Und außerdem bist du nur geschmeichelt, weil sie dein Buch gelesen hat. So leicht kann man dich einwickeln. So leicht wickelst du dich selber ein. Es ist die blanke Eitelkeit, mehr nicht.

Aber andererseits war Simone zu ihm gekommen, vielleicht mochte sie ihn ja wirklich. Und er? Ich mag sie auch, redete es ungefragt in ihm, warum lasse ich das nicht zu? Was hindert mich? Ich habe jahrelang die Zähne zusammengebissen und nur an meine Arbeit gedacht, ich habe schon gar nicht mehr richtig gelebt - warum soll ich es nicht genießen, wenn es mir mal gut geht? Wir schippern auf der Havel herum, und ich hadere mit mir, weil ich mich so leicht fühle. Als ob der ganze Uni-Krampf auf einmal von mir abgefallen wäre.

Simone trat an die Reling und hielt nach Ekki Ausschau. Der stand dreihundert Meter entfernt am Ufer vor einem Bootshaus, gestikulierte wild und verhandelte offenbar mit irgend jemand. Ronstein ging hinter ihr her, legte seine Arme um sie und ließ seine Hände auf ihrem flachen Bauch zur Ruhe kommen. Die Seidenbluse fühlte sich glatt und geschmeidig an, nicht unangenehm, aber ein bißchen zu glatt und geschmeidig. Er tauchte seine Nase erneut in ihr Haar und streichelte mit seiner Wange und seinem Kinn ihren Kopf bis hinunter zum Ohr.

»Du hast -«, sagte sie, und ihre Lippen bewegten sich weiter, aber Ronstein verstand nichts mehr, weil ein Motorboot an ihnen vorbeidröhnte.

»Du hast - was? «

»Du, nicht ich.«

»Und? Was habe ich? «

»Liebe Hände«, sagte sie.

»Oh, danke.«

»Ich mein's ernst.«

»Ich auch.«

Sie standen eine Weile ruhig da. Ronstein brachte seinen Atem mit dem ihren in Einklang und hoffte, sie würde die symbolische Absicht darin bemerken.

»Wovor hast du Angst? «

»Wovor sollte ich Angst haben? «

»Davor.« Sie nahm seine Hände und führte sie mit einer sehr leichten und zugleich bestimmten Bewegung unter ihre Bluse. Er war so überrascht, daß er fast aufgestöhnt hätte. Simone verdrehte ihren Kopf und schaute von unten zu ihm herauf. Ronstein küßte sie auf die



Stirn, aufs Jochbein, auf die Wange und schließlich auf den Mund. Ganz ruhig lagen ihre Lippenpaare aufeinander. Eine Ewigkeit? Jedenfalls ging das Leben um sie herum weiter, und wenn auch niemand, wie Heraklit meinte, zweimal in denselben Fluß steigt, so war der Fluß, in den dort hinten Ekki eintauchte, der Havel doch immer noch sehr, sehr ähnlich. Ronstein sah Ekki näherkommen, und es war so, als ob er mit jeder Schwimmbewegung den Traum von der Ewigkeit ein Stück mehr zurückdrängte, um die Realität wieder in ihr Recht zu setzen.

»Okay«, sagte Ronstein resignierend, »mein Buch hat dir also gefallen? «

Simone lachte. Aber sie lachte ihn nicht aus, sie lachte, weil sie ihn durchschaut hatte, und damit machte sie alles wieder gut.

»Weißt du was? « sagte sie. »Du wärst der ideale Leiter der Bildungs- und Begegnungsstätte auf Schloß Mellow.«

»Wie kommst du denn darauf? «

»Ich kenne dein Buch, - und ich spür's. Du wärst gut dafür. Ernsthaft. Warum nimmst du den Job nicht an? «

»Bisher hat ihn mir noch niemand angeboten.«

»Wenn der Kühlschlauch nicht gerissen wäre, hätte Ekki das längst getan.«

»Es geht nicht«, sagte Ronstein. »Ich habe einen Brief bekommen.«

»Und? «

»Aus Chemnitz.«

»Von einer Frau? «

»Von der Alma Mater. Ich vermute, sie will mich haben. Es ist zwar nur eine C3-Professur, aber - «

»Was heißt, du vermutest? «

»Ich habe den Brief noch nicht geöffnet.«

»Ach komm! Du kannst mir viel erzählen! «

»Ist aber so.«

»Also, das könnte ich ja nie! Da wäre ich viel zu neugierig! Und warum hast du ihn nicht aufgemacht? Du hättest ihn doch mitnehmen können.«

»Weil - weil - ich weiß nicht, weil - da kommt Ekki«, sagte Ronstein schnell, obwohl Ekki noch ein gutes Stück entfernt war. Aber er wollte nicht mit Simone darüber reden, warum er den Brief nicht geöffnet hatte, jetzt nicht, und später wahrscheinlich auch nicht. Statt dessen

machte er sich geschäftig daran, den Rettungsring aus der Halterung zu lösen. Als Ekki das Schiff fast erreicht hatte, warf er ihm den Ring zu und verfehlte ihn nur knapp.

»He! Willst du mich umbringen! «

»Nein, retten! «

»Na prima! Wär' beinahe der finale Rettungswurf geworden. «

»Ich dachte, ich ziehe dich damit an Bord.«

»Guck dir mal die Leine an. Die ist doch viel zu dünn! «

Ronstein zog den Rettungsring wieder ein, und Ekki kletterte ohne seine Hilfe an Bord. Er hatte ein Stück Waschmaschinenschlauch mitgebracht, und damit bekamen sie den Kahn tatsächlich wieder flott.

Auf der Rückfahrt zur Anlegestelle wurde Ronstein der Posten eines Bildungsmanagers auf Schloß Mellow angeboten. Ronstein sagte, er werde es sich überlegen, aber Ekki wollte sich damit nicht abpeisen lassen.

»Was gibt's da noch zu überlegen? « rief er zum soundsovielten Male, als sie wieder im Rover saßen. »Ich biete dir einen kreativen Posten an, bei dem du alle Freiheiten hast, und du kommst mir mit diesem Unimist! Das ist Gift für dich, glaub mir! Du bist keine Beamtennatur! Oder willst du auch so ein vertrockneter Fliegenbeinzähler werden, der Tag und Nacht damit beschäftigt ist, sein sauer erspartes Bildungskapital gegen die Newcomer zu verteidigen? So ein Langweiler, der sich auf irgendwelchen Tagungen mit anderen Langweilern trifft und eine wichtigtuerische Miene zur Schau trägt? Komm, Ronstein, sag, daß das nicht wahr ist. Da gehörst du nicht hin. Du bist sowieso schon viel zu lange an der Uni, spätestens nach der Doktorarbeit hättest du Schluß machen sollen. Und wenn schon nicht Bildungsmanager auf Schloß Mellow, dann werd' was anderes, Journalist meinetwegen, Wissenschaftsredakteur oder was weiß ich, aber doch bitte nicht Professor, Herr Dr. Ronstein! Tun, Sie mir das nicht an. Komm, Simone«, sagte er und drehte sich so lange nach Simone um, daß Ronstein versucht war, ihm ins Steuer zu greifen, »sag ihm, was er tun soll, der ist ja überhaupt nicht mehr zurechnungsfähig.«

Aber Simone lachte nur und sagte nichts. Als Ronstein ihr beim Abschied, am U-Bahnhof Theodor-Heuss-Platz, die Hand gab, sagte sie in einem ironischverschwörerischen Ton: »Und war gett.«

Merkwürdig, dachte Ronstein, daß ich mich gerade in diesem Augenblick verliebe, genau an dem Tag, an dem der Brief aus Chemnitz kommt. Als ob er jahrelang aus Angst die Luft angehalten hätte und nun auf einmal wieder den Mut hatte zu atmen. Und ja, als ob ihm die Professur, für die er so besessen und fast sklavisch gearbeitet hatte, nun, wo er sie offenbar angeboten bekam, nichts mehr wert wäre, Warum nicht nach Schloß Mellow gehen? Da könnte man wirklich kreativ sein, nach Herzenslust drauflosspinnen und Ideen entwickeln, die die Welt veränderten, anstatt seine Phantasie im Wissenschaftskorset erstarrten zu lassen. Die Phantasie an die Macht! hatte er früher gern und oft verkündet. Mußte er nicht irgendwann mal dazu stehen? Und außerdem: Simone war wirklich eine tolle Frau! Daß es sowas noch gab. Nein, nicht überhaupt - für ihn, Ronstein! Oder hatte sie nur ein bißchen mit ihm geflirtet?

Als er in der U-Bahn saß, ratterten ihm immer wieder rhythmisch die drei Worte durch den Kopf: Und war nett. Und war nett. Und war nett.

## Insider-Tours

Arbeitslosigkeit? Wenn ich das schon höre! Seit der Wende verkommt diese Stadt zum Jammerladen. Klar, die Subventionen sind weg, die Industrie im Osten ist weggebrochen, die Mieten sind explodiert - aber was heißt explodiert? Die haben sich angeglichen. Ans Münchner oder Frankfurter Niveau. Ist doch normal. Das haben sie doch gewollt, die Berliner. »Daß unsere Insel wieder 'n schönes Festland wird.« Jetzt ist sie wieder 'n Festland mit ganz normalen Festlandsbedingungen, und was macht der Berliner? Er jammert. Die im Westen wollen ihre Berlinhilfe wiederhaben, die im Osten ihre Staatswirtschaft. Bis zu vierzig Prozent von denen wählen PDS, das müssen Sie sich mal vorstellen. Vierzig Prozent! Anstatt nach vorn zu schauen, die Ärmel aufzukrempeln und zu arbeiten. Die brauchen doch nur ne zündende Idee, ein bißchen Mut, ein bißchen Startkapital, und schon geht's los. Aber wenn man natürlich immer nur darauf wartet, daß die anderen was für einen tun, dann kommt man aus dem status jammerendi niemals heraus, hab ich recht?

Schauen Sie mich an. Ich war auch so ein Fall. Bin zur Uni gegangen, Anfang der Siebziger, als die Hochschulen für Hinz und Kunz geöffnet wurden, und hab studiert, Ökonomie, Volkswirtschaft. Und was hab ich gelernt? Vergessen Sie es. Wir haben uns damals sowieso nur für Marx interessiert. Bricht der Kapitalismus zusammen, ja oder nein? Das war die Frage. Und wehe, wenn jemand auf die Idee kam, zu sagen, er bricht nicht zusammen. Naja, letztlich bricht natürlich alles zusammen, das ist sowieso klar. In the long run we are all dead, hat John Maynard Keynes gesagt, aber kurzfristig? Das hab ich mich dann gefragt und bin rechtzeitig ausgestiegen. Erstmal nach Kreta. In der Sonne liegen und faulenz, Matala, Plakias, Chora Sfakion, diese Ecke. Aber das Merkwürdige ist: Sie halten das ewige In-der-Sonne-Liegen und Faulenzen ja gar nicht aus. Ich wenigstens muß immer irgendwas tun, so bin ich nunmal gebaut, abgesehen davon, daß man sich ja irgendwie seine Brötchen verdienen muß. Also fangen Sie doch an, was zu tun, im Restaurant zu kellnern, Motorräder zu vermieten, Andenken zu verkaufen, und mit einem Mal merken Sie: Ich bin gar kein Aussteiger mehr, ich ackere hier genauso wie jeder andere Idiot auf dieser Welt, nur daß es hier sonst nichts mehr gibt, keine Kultur, kein vernünftiges Umfeld, keine Aufstiegschancen. Ist doch pervers: Die Griechen kommen nach Deutschland, um hier ihr Glück zu machen, und unsereiner geht nach Kreta und denkt, es sei da. Na schön, ich also zurück nach Berlin, hab hier 'n bißchen gejobbt, da 'n bißchen gejobbt, und irgendwann hab ich gedacht, jetzt hab ich keinen Bock mehr, für andere zu arbeiten, jetzt mache ich mich selbständig, jetzt reicht's. - Trinken Sie noch eins? Na dann! Zwei Pils noch, Claudia, auf meinen Deckel. - Naja, und dann hab ich den Laden hier gegründet. Ja, hier gleich nebenan, Sie haben das Schild sicher gesehen. Insider-Tours.

Die Idee ist eigentlich ganz simpel. Normale Stadtrundfahrten gibt es doch wie Sand am Meer. Kudamm, Gedächtniskirche, Europacenter, Straße des 17. Juni, kurz anhalten, rauf auf die Siegestsäule, kurzer Rundblick, knips und weiter. Und zwar wohin? Na klar, zum Brandenburger Tor. Sie sind nicht das erste Mal in Berlin, hab ich recht? Wir schwärmen den Leuten immer die Hucke voll vom 9. November 89, wie wir da alle mitten in der Nacht auf der Mauer herumgetanzt sind und uns mit denen von drüben verbrüdet haben, und keiner wagt zu sagen, daß er schon damals, als er da oben seine Brüder und Schwestern in ihren marmorierten Jeanshosen und -jacken umarmte, gedacht hat, jeder Franzose oder Engländer

ist mir lieber als dieses unterwürfige, gefühlsselige und humorlose Wir-sind-das-Volk-Volk. Selbst der Bayer ist mir näher, und das will was heißen. Oh, Verzeihung, ich hab vergessen, daß Sie aus München kommen. Aber ein Bayer sind Sie nicht, für sowas hab ich ein Ohr, wenn schon, dann sind Sie ein Spätzlefräser, hab ich recht? Na bitte, wo war ich stehengeblieben? Vorm Brandenburger Tor, ja, danke. Und dann Unter den Linden, Deutsche Oper, Palast der Republik, Berliner Dom, und so weiter und so weiter. Immer: Raus aus dem Bus, rein ins Gebäude, Standarderklärung, und wieder zurück in den Bus. Dann gibt's noch ein Mittagessen im Aschinger, hier schräg gegenüber, und fertig ist die Standardtour. Und die Leute denken, sie hätten Berlin gesehen! Ja, woher denn! Die haben gerade mal einen Bildband durchgeblättert, so nach dem Motto: Im Grunewald ist Holzauktion. Ein bißchen Stuck und Protz, ne Molle mit Korn, Berliner Weiße, Eisbein mit Sauerkraut - das ist doch nicht Berlin! Die Leute wollen es aber so, sagen die Kollegen, Angebot und Nachfrage, die Bedürfnisse bestimmen, was auf den Markt kommt. Ja, wo leben wir denn? In einer Welt, in der der Mensch mit dem Bedürfnis nach einem CD-Player auf die Welt kommt, so daß ihm die gute, alte Schallplatte nicht mehr reicht? Umgekehrt wird ein Schuh draus: Die Unternehmer werfen ein Produkt auf den Markt, und dann entdecken die Leute auf einmal, daß sie das Zeug haben wollen. Das Angebot schafft sich die Nachfrage, so sieht es doch aus! John Kenneth Galbraith? Richtig! Haben Sie etwa auch Ökonomie studiert? Na bitte, dann wissen Sie ja, daß wir es sind, die den Leuten beibringen müssen, was gut und teuer ist. Ich sage Ihnen, die Zeiten des primitiven Sightseeingtourismus sind vorbei. Und wissen Sie auch, warum? Weil immer mehr Leute schon fast alles gesehen haben. Und weil sich die Städte immer ähnlicher werden. Oder wie fühlen Sie sich, wenn Sie auf der Promenade von Palma de Mallorca ein C&A sehen? Exotisch? Mediterran? Wie zu Hause? Zutreffendes bitte ankreuzen. Ich mach doch keine Tour, die sich der Kunde genausogut auf nem Video angucken kann. Die Leute wollen was erleben, sage ich Ihnen, die haben es satt, als ferngesteuerte Durchschnittstouristen durch die Straßen zu laufen und von allem ausgeschlossen zu sein, was hier in der Stadt passiert. Die wollen keine schwanzlosen Voyeure mehr sein, die wollen mitmachen, dabeisein, dazugehören, live! Eine Stunde ist eine Stunde, aber wichtig ist, wo Sie sie verbringen, ob vor oder hinter den Kulissen. Und deswegen die Idee: Berlin von innen. So hautnah, wie wir es selbst erleben. Insider-Tours, verstehen Sie? Daher der Name! Und unsere Reisebegleiter sind die besten! Alles studierte Leute, mit Abschluß, versteht sich. Unterm Diplom läuft bei mir nichts. Ich hab ne Menge Doktoren im Angebot, in letzter Zeit sogar Privatdozenten, wenn Sie wissen, was das ist. Komische Leute. Denken, sie sind was Besseres und haben, wenn man es genau nimmt, nichts gelernt. Das einzige, worauf sie studiert sind, ist Professor werden, und das hat nicht geklappt. Aber natürlich fühlen sie sich jedem überlegen. In deren Augen bin ich ein Studienabbrecher, ne gescheiterte Existenz. Nur, faktisch bin ich ihr Arbeitgeber. Von mir kriegen sie immerhin dreißig Mark pro Stunde, an der Uni arbeiten sie umsonst. Na schön, siebenundzwanzig Mark fünfzig, aber das ist doch besser, als mit nem dreckigen Stock ins Auge. Ich schaffe Arbeitsplätze für Akademiker, die sonst kein Mensch mehr gebrauchen kann. Wir haben Germanisten, Soziologen, Kunsthistoriker, alles! Aber auch echte Kneipenwirte und freie Journalisten, davon gibt's ja auch jede Menge, obwohl der Zeitschriftenmarkt gerade boomt. Haben Sie den letzten Focus gelesen? Da stand was über uns drin. Na schön, fünf Zeilen und ne kleine Grafik, aber für die ist sowas ja schon fast ein Leitartikel. Ich sage Ihnen, die Sache spricht sich rum. Wir können uns über mangelnden Umsatz nicht beklagen. Die Kollegen stöhnen, wir bekommen den Zulauf. So sieht's aus. Interessieren Sie sich für Literatur? Wir haben da einen Germanisten, der führt Sie in die Mahlerstraße und zeigt Ihnen die Villa, in der Lion Feuchtwanger gewohnt hat, bevor er emigrieren mußte. Oder in die Wilhelmstraße, wo Robert Walser die Berliner Dienerschule besucht hat, Sie wissen schon, Jakob von Gunten. Und vom Dichter mit der Kleinmannssucht geht's geradewegs zum Dichter mit der Großmannssucht, Stefan George, der hier in Berlin allerdings nie einen festen Wohnsitz hatte,

das macht ihn für uns etwas schwierig. Wir führen unsere Kunden meist in die Albrecht-Achilles-Straße am Halensee, wo der Dichter im Atelier eines Malers Audienzen gab und Lesungen abhielt. Und von da geht's dann ab zum Kudamm, Ecke Uhland, wo Robert Musil mal gewohnt hat, und so weiter. Und abends natürlich in eine Lesung im Literaturhaus Fasanenstraße, im Literarischen Colloquium am Wannsee oder im Brecht-Haus, Chausseestraße, wo Sie zuvor im Keller ganz wunderbar à la Helene Weigel essen können. Oder, wenn gerade Donnerstag ist, bei K. P. Herbach im Buchhändlerkeller! Gegen Aufpreis arrangieren wir sogar ein Treffen mit einem zeitgenössischen Dichter, Ingomar von Kieseritzky, Sten Nadolny, F. C. Delius oder Jens Sparschuh, wenn Sie jemand aus dem Osten wollen. Wohnt in Pankow, ganz in der Nähe von Christa Wolf. Übrigens - Emigration, das ist auch so ein Thema, da könnten Sie tagelang durch die Stadt laufen, wenn Sie all die Orte aufsuchen wollten, an denen mal berühmte Leute gewohnt haben, die emigrieren mußten. Oder die deportiert wurden und - naja, Sie wissen schon. Das machen wir natürlich auch. Die Nazi-Opfer-Tour. Mit Betroffenenführer. Und alternativ dazu die StasiOpfer-Tour, Biermann, Havemann, Bohley und wie sie alle heißen, damit die Ausgewogenheit gewahrt bleibt. Und für alle, die sich gern gruseln, die Sowohl-alsauch-Tour, erst Naziopfer, dann Stasiopfer, da gab's ja genügend Leute, die von ihren eigenen Genossen erst befreit und dann gleich wieder in den Knast gesteckt wurden, so nach dem Motto: Humor ist, wenn man trotzdem lacht. Oder wollen Sie lieber die PsychoTour? Sie werden feststellen, daß viele der bedeutendsten Gründer Psychotherapeutischer Schulen, die wir für Amerikaner halten, ursprünglich in Berlin gelebt haben. Sie könnten auf den Spuren Erich Fromms wandeln, oder auf denen von Fritz Perls, dem Vater der Gestalttherapie, oder auf denen von Ruth Cohn, der Begründerin der themenzentrierten Interaktion. Alles Berliner. Oder interessieren Sie sich für Zukunftsforschung? Robert Jungk wurde hier geboren und hat Ende der sechziger Jahre auch hier gelebt. Das verbinden wir dann gleich mit der Achtundsechziger Tour, da werden die alten Kampf- und Symbolstätten nochmal besichtigt, Krumme Straße, wo Benno Ohnesorg ermordet wurde, Kudamm, wo Dutschke angeschossen wurde, das Audimax der TU Oder der Tegeler Weg, wo es die berühmteste aller Apo-Schlachten gab. Und hinterher natürlich die Tour durch die sogenannten linken Kneipen, vom »Terzo Mondo« über »Herta« bis zur »Dicken Wirtin« und dem »Zwiebelfisch«. Für diese Tour haben wir übrigens die allerbesten Kräfte, da gibt's gar keinen Mangel: Langes Studium, hervorragende Hegel-, Marx-, Adornokenntnisse, aber niemals übers Taxifahren hinausgekommen. Karriereverbot, verstehen Sie? So war das damals. Wer Erfolg hatte, war ein schlechter Mensch. Solidarität mit den Armen und Ausgebeuteten war die Devise, und manch einer ist dann arm geblieben, weil alle Züge der Zeit an ihm vorbeigerauscht sind. Ein paar von denen machen auch die Gourmet-Tour, das ist natürlich ein begehrter Job, weil's immer gut zu essen gibt. Aber nicht ganz billig für die Kunden: Sie erhalten ein abendfüllendes 7-Gänge-Menü, wobei jeder Gang in einem anderen Spitzenrestaurant eingenommen wird, vom »Bamberger Reiter« über »Frühsammer an der Rehwiese« bis »Rockendorf's Restaurant«. Nur vom Feinsten. Oder Sie machen die Nightlife-Tour: Beginnen könnten Sie etwa im »Flöz«, wo der Gitarrist Franz de Byl ein Häuflein unentwegter Jazzer zusammenhält, oder im Franz-Club in der Schönhauser Allee, jaja, das ist im Osten, da finden Sie heute die besten Bluesund Rockbands, Chris Farlowe zum Beispiel, gibt sogar ne CD davon. Überhaupt ist ja bei allem, was die sogenannte Szene betrifft, der Osten führend geworden, wahrscheinlich, weil die so einen Nachholbedarf haben und nachts länger aufbleiben als unsereiner. Aber Osten darf man eigentlich nicht mehr sagen, BerlinMitte heißt das jetzt. Oder wollen Sie lieber die Entspannungstour? Nein, das hat nichts mit Sex zu tun, nicht bei uns, so etwas machen wir nicht, nur Tantra und nicht weiter. Und natürlich Atemtherapie, Alexandermethode, Shiatsu, Akupressur oder, wenn Sie wollen, auch eine spirituelle Sitzung in einem echten buddhistischen Tempel in Frohnau. - Ja, danke, ich nehm auch noch eins, dann aber Schluß. Ich hab' noch 'ne Menge vor mir, heute. - Was daran neu ist? Neu ist die individuelle

Betreuung. Sie bekommen eine maßgeschneiderte Erlebnistour, die Sie in Bereiche vordringen läßt, in die der normale Tourist niemals kommt. Wenn Sie zum Beispiel die Wohngemeinschaftstour buchen, dann wohnen Sie in fünf verschiedenen WG S, wobei Sie von der Studenten-Wohngemeinschaft bis zur Punk-Fabrik alles mitnehmen können. Vorausgesetzt, Ihre Nerven machen das mit. Früher hatten wir auch die Demo-Tour. Da fand an jedem Tag in unserer Stadt mindestens eine Demonstration statt, für die Türken, gegen die Türken, für das Recht auf Abtreibung, gegen das Recht auf Abtreibung, für die Schwulen, gegen die Schwulen, und so weiter, und wenn mal keine stattfand, dann haben wir pro forma selber eine angemeldet, damit wir unsere Tour durchführen konnten. Wir haben den Leuten sogar dabei geholfen, Transparente zu malen, wenn Sie damit noch keine Erfahrung hatten, nur mitlaufen mußten sie selber, sonst hätten sie ja nichts davon gehabt. Aber inzwischen ist das zu teuer geworden, von alleine kommt nichts mehr zustande, und ich kann nicht einen Haufen Statisten bezahlen, nur damit ein oder zwei Kunden ihre DemoNostalgie befriedigen können. Mein eigenes Soll an Demonstrationen habe ich übererfüllt, das können Sie mir glauben. Das war schon 1974 voll, da bin ich zum letztenmal in meinem Leben »Heraus zum 1. Mai«. Danach hab ich mich abgenabelt. Sollen doch die Jüngeren die Transparente durch die Gegend schleppen, hab ich gedacht, sechs Jahre Straßendienst sind genug. Aber was ich Ihnen empfehlen könnte, wäre die Extremtour. Sie müssen allerdings vorher eine Erklärung unterschreiben, daß Sie auf Regreßansprüche verzichten, falls es zu Zwischenfällen kommt. Wir fahren Sie zum Beispiel im Trabbi durch die Gegend und lassen uns von Westautofahrern den Effenberg-Finger zeigen. Oder wir gehen nach Kreuzberg ins »Auerbach« da können Sie wunderbar speisen, beinahe wie auf unserer Gourmet-Tour, aber Sie müssen jederzeit damit rechnen, daß ein paar Autonome von der Gruppe »Klasse gegen Klasse« vorbeischaun und einen Kübel Scheiße ins Lokal kippen. Klar stinkt es, aber dafür haben Sie hinterher ne Menge zu erzählen! Kann aber auch ein Molotowcocktail sein, der kurz nach Mitternacht durchs Fenster fliegt, da heißt es eben löschen! Aber wenn Sie lieber chinesisches essen, da kenne ich was ganz spezielles, da gucken wir zu, wie die Bruderschaft vom Gelben Hund dem Koch einen Finger absäbelt, als Pfand für die nächste Schutzgeldrate. - Was interessiert Sie? Immobilien? Warum sagen Sie das nicht gleich! Aber wieso denn? Das machen wir doch mit links! Renditeobjekte, sanierungsbedürftige Altbauten, City-Lage, Prenzlauer Berg - aber ja doch, dafür haben wir die Business-ArchitektTour. Ich hab da ne erstklassige Architektin an der Hand, Frau eines Freundes, der übrigens die besten Achtundsechziger-Touren macht, die Frau ist superkompetent, die hat nach der Wende sofort begriffen, wo hier baumäßig die Post abgeht, die hat den Blick fürs Wesentliche, das können Sie mir glauben. Mischt jetzt bei der Gestaltung des Regierungsviertels mit, aber für ne solide Business-Tour kauf ich sie ein, da kenn ich nichts. Nein, nein, Sie brauchen nichts anzuzahlen, Vertrauen gegen Vertrauen, das ist mein eisernes Prinzip. Wir gehen nur eben schnell nach nebenan und machen einen Kreditkartenabdruck, Sie unterschreiben, und dann stimmt die Sache. - Claudia, kann ich mal die Schadensmeldung haben? - Komisch. Seh ich da einen Mercedesstern aus Ihrer Tasche hervorlugen? Ihr eigener, oder irgendwo gepflückt? Tschuldigung, war nur ein Scherz, ich kenne nämlich wirklich jemand, der zu Hause eine ganze Sammlung davon hat. Hab gerade von ihm erzählt. Und seine Frau werden Sie ja morgen kennenlernen.

## Und du wirst mal studieren

Der Brief aus Chemnitz lag noch immer grau und unscheinbar im Flur auf der Kommode und wartete darauf, mit dem danebenliegenden Brieföffner aus Teakholz (das Mitbringsel eines brasilianischen Kollegen) aufgeschlitzt zu werden. Es hatte darum sogar schon einen Streit mit Beate gegeben. »Was ist das für ein Brief?« hatte sie gestern vom Flur aus gerufen, als sie nach Hause gekommen war.

Ronstein saß in seinem Arbeitszimmer, träumte vor sich hin und hatte keine Lust zu antworten.

»Was ist das für ein Brief?« fragte sie noch einmal und stand jetzt mit dem Brief in der Hand in seinem Zimmer.

»Ich weiß nicht. Aus Chemnitz. Von der Uni.«

»Das sehe ich, daß er aus Chemnitz ist. Aber was steht drin?«

»Keine Ahnung. Ich hab ihn noch nicht aufgemacht.«

»Warum nicht? «

»Ich weiß nicht. Mir war nicht danach.«

»Hast du dich nicht in Chemnitz beworben? «

»Ja.«

»Und? «

»Was - und? «

»Was ist daraus geworden? «

»Ich nehme an, das steht in dem Brief.«

»Sag mal, willst du mich verarschen, oder was? «

»Nein, wieso? «

»Hör mal - das muß ich doch wissen! «

»Warum? «

»Weil - «, sagte sie, indem sie ein bißchen zu theatralisch nach Luft schnappte, »weil das für unsere Beziehung doch wohl was bedeutet, verdammt nochmal! «

Dann hatte sie die Tür hinter sich zugeknallt und war aus dem Haus gegangen. Aber den Brief hatte sie wieder auf die Flurkommode gelegt.

Ronstein hatte ein schlechtes Gewissen gehabt, als sie gegangen war. Er hätte ihr vielleicht erklären können, daß er, als er von der Tour mit Ekki nach Hause gekommen war, nach oben gegangen war, den Brieföffner in die Hand genommen und sogar schon zum Öffnen angesetzt hatte, und daß er dann mit einem Mal angefangen hatte zu zittern und zu schwitzen wie bei einem Malariaanfall. Es war, als gingen von diesem Brief alle Übel aus. Die Büchse der Pandora. Finger weg! Bloß nicht öffnen! Er hatte den Brief auf die Flurkommode gelegt und sich in sein Zimmer zurückgezogen. Wie lange hatte er so dagesessen? Drei Stunden? Vier Stunden? Ohne etwas zu tun. Ohne eigentlich an etwas zu denken. Oder doch. Komm,

Ronstein, mach dir nichts vor. Du hast an Simone gedacht. Du hast dir gewünscht, sie wiederzusehen. Deswegen warst du so einsilbig zu Beate. Du hattest sowieso nur die Wahl zwischen Schweigen oder Lügen. Chemnitz und was es zu bedeuten hätte, wenn in dem Brief eine Zusage stünde, war dir in dem Moment ziemlich egal gewesen. Du wolltest an Simone denken, und sonst an gar nichts. Mit dem Brief hatte das wenig zu tun. Oder doch, es hatte was damit zu tun. Es war ihm wie die Rettung erschienen. Simone ist die Rettung. Ich gehe zu Simone, werde Projektleiter auf Schloß Mellow und höre für immer auf, Unistaub zu schlucken. Simone oder Chemnitz. Und nicht, wie es doch eigentlich heißen müßte: Beate oder Chemnitz.

Heute nacht hatte er die Quittung dafür bekommen. Er hatte wieder seinen Traum gehabt, seinen Standardtraum. Er beginnt mit einem euphorischen Glücksgefühl. Gerade hat der Vorsitzende der Prüfungskommission Ronstein die Hand geschüttelt und gesagt: »Sie haben Ihre Diplomprüfung bestanden, und zwar mit Auszeichnung! Sie können stolz darauf sein. Ich gratuliere Ihnen.«

Er hat es geschafft! Endlich! Er, der zweimal sitzengeblieben ist, er, den seine Lehrer zum ewigen Versager abgestempelt haben, ausgerechnet er hat die Diplomprüfung bestanden! Mit einer Eins! »Ach, da wäre noch eine Kleinigkeit.« Der Vorsitzende räuspert sich verlegen. Es ist ihm peinlich, den Kandidaten mit dieser lächerlichen Angelegenheit zu belästigen. Aber was soll er machen? Die Vorschriften! »Wir - äh - vermischen in unseren Unterlagen die beglaubigte Kopie Ihres Abiturzeugnisses. Wenn Sie uns die noch nachreichen könnten? Damit Ihr Examen auch gültig ist.« Ronstein wird blaß. Kalter Schweiß bricht ihm aus. Wie hat er das bloß vergessen können! Er hat kein Abitur. Er geht seit Jahren zur Abendschule, um es nachzumachen. Er quält sich damit herum, aber er gibt nicht auf. Er muß es schaffen. Schon in frühester Kindheit hat er die Aufstiegsbotschaft mitbekommen: Dein Großvater hat es zum Buchdrucker gebracht. Dein Vater zum Unternehmer. Und du wirst mal studieren, mein Junge! Er würde der erste in der Familie sein, der Abitur hat. Der erste mit Studium und Hochschulabschluß. Und nun? Aber - er hat es doch geschafft! Er hat das Diplom! Nur - wieso hat er dann kein Abitur? Ohne Abitur hätte er doch gar nicht studieren dürfen! Oder hat er seine Papiere gefälscht? Ist er nicht nur ein Versager, sondern auch noch ein Betrüger? Ein Hochstapler? Er hat das Gefühl, etwas erklären zu müssen. Er macht den Mund auf und versucht, ein Wort herauszubringen, aber er findet keine Erklärung. Es gibt eine, es muß eine geben, aber er kommt nicht drauf. Wieso habe ich ohne Abitur studieren können? Wie ist es dazu gekommen? Und wieso brauche ich das Abiturzeugnis noch, wenn ich doch die Diplomprüfung bestanden habe? »Haben Sie noch etwas zu sagen, Herr Ronstein?« »Ja, das heißt, nein, es ist nur, ich weiß nicht, das Zeugnis, das Abitur, es könnte sein, daß ich es nicht - daß ich es möglicherweise gar nicht -.« »Genug! « donnert der Vorsitzende. »Sie bringen mir morgen das Zeugnis, oder Sie sind durchgefallen! «

Da war es wieder das Wort: durchgefallen. Ronstein kann sich nicht mehr auf den Beinen halten. Er fällt zu Boden und wälzt sich unruhig hin und her. Zum Glück ist auf einmal Beate da und nimmt ihn in die Arme. »Prüfungen«, sagt sie. »Warum gibst du so viel auf Prüfungen? Das sind doch Äußerlichkeiten. Unwichtiges Zeug. Warum mußt du dich nur immer so unter Druck setzen? « Aber kaum hat sie das gesagt, verwandelt sie sich in seinen Vater. Er hält das lange Stahllineal in der Hand, das er für seine Konstruktionszeichnungen braucht, und läßt es drohend auf und ab wippen. »Latein sechs«, sagt er. »Was für eine Erklärung hast du dafür? Nun? «



Immer diese Erklärungen, denkt Ronstein. Dauern soll ich irgendwas erklären. Ich weiß es nicht, ich kann es nicht, und ich will es auch nicht, das ist die Wahrheit. Ich hasse diese Schule! Aber wenn ich das sage, ist es ganz aus. Dann schlägt er mich tot.

»Nun? «

Angestrengt und immer noch ein wenig schwindelig versucht Ronstein einen Satz herauszubringen, aber alles, was herauskommt, ist eine Art Krächzen oder Röcheln.

»Ich warte.«

»Ich kann's nicht.«

»Wie bitte? « Das Stahllineal wippt auf und ab.

»Ich kann es einfach nicht! «

»Was kannst du nicht? «

»Latein.«

»Du kannst es nicht? Du willst es nicht! Du bist stinkfaul, mein Junge, das ist alles! Ich kann es nicht! Diesen Satz will ich nie wieder hören! Man kann alles, wenn man will. Man muß nur wollen! Latein sechs! Ein Schande ist das. Streck deine Hand aus! Wird's bald! «

Aber bevor ihm der Vater das Lineal über die Handflächen ziehen kann, nimmt Ronstein die Beine in die Hand und läuft fort. Weg, nur weg hier. Er rennt, ohne sich umzuschauen, durch den Vorgarten, die Dorfstraße hinunter, hechtet über einen Jägerzaun und hastet die steile Weinbergterrasse hinauf. Ich komme nie wieder zurück, nie wieder, nie wieder. Er wagt nicht, sich umzuschauen. Als er den Waldrand erreicht, glaubt er den Atem des Vaters zu hören. Er taucht in das Dickicht ein, stolpert über Zweige und Äste, fällt in eine Pfütze, saut sich ein, rappelt sich wieder auf und rennt weiter. Aber seine Beine werden schwer. Sie wollen nicht mehr weiter. Er ist wie gelähmt. Sein Herz klopft rasend vor Angst, und seine einzige, letzte Hoffnung ist, daß er den Vater inzwischen abgehängt hat. Vielleicht habe ich es ja geschafft. Er nimmt seinen ganzen Mut zusammen, schaut sich um - und wacht auf.

Tausendmal geträumt, tausendmal dagegen aufgebäumt. Schweißgebadet lag er da, auch heute wieder. Die Decke hatte er von sich gestoßen. War es die Decke, die ihm die Beine gelähmt hatte? Und wo war Beate? »Beate? « Nein, sie war nicht mehr da. Halb neun. Sie konnte zwar ins Büro gehen, wann sie wollte, aber meistens fing sie um neun an. »Die frühen Stunden sind die besten.« Dafür konnte sie dann abends abschalten und brauchte an nichts mehr zu denken, was mit Häusern oder Architektur zu tun hatte. Beate war ein Erfolgsmensch. Sie hatte ihr Leben fest im Griff. Das einzige, was sie nicht im Griff hatte, war Ronstein. Und das lag daran, daß er sich selbst nicht im Griff hatte. Was war das nur mit diesem Traum? Warum hörte das nie auf? War er dazu verdammt, sein Leben lang vor seinem Vater davonzulaufen? Er hatte fünf Jahre Therapie gemacht, um von diesen Träumen loszukommen und ein nicht unbedingt glücklicher, aber doch irgendwie zufriedener oder - »zufrieden« klang so behäbig, das wollte er auch nicht - jedenfalls beruhigter Mensch zu werden. Einer, der nicht immerzu aus irgendeinem Winkel seiner Seele von Panik bedroht war, von der panischen Angst, es nicht zu schaffen. Wobei völlig unklar war, was »es« eigentlich war. Er hatte immer gedacht, es wäre die Angst vor der nächsten Prüfung, aber

wenn er es nüchtern betrachtete, dann waren die Prüfungen eigentlich kein Problem. Mit der Schule war es etwas anderes gewesen, als Kind hatte er tatsächlich versagt, und was er immer wieder träumte, war zu einem gut Teil Wirklichkeit gewesen, der Vater mit dem Stahlseil und sogar das Weglaufen, den Weinberg hinauf und in den Wald hinein, nur daß der Vater es in Wirklichkeit nicht geschafft hätte, ihn einzuholen, niemals! Der hatte soviel geraucht, daß ihm spätestens nach hundert Metern die Puste ausgegangen wäre. Ronstein war damals die ganze Nacht im Wald geblieben, hatte sich auf einen Hochsitz geflüchtet und dort ein bißchen geschlafen, aber die meiste Zeit hatte er über sein Leben nachgedacht und sich vorgenommen, so bald wie möglich von zu Hause wegzulaufen und der Familienbotschaft »Du wirst mal studieren, mein Junge« zu entfliehen. Es war nicht sein Wunsch, es war ihr Wunsch, und warum sollte er sein Leben nach ihren Wünschen gestalten, hatte er denn keine eigenen? Er wollte Musik machen, er spielte Gitarre in einer Beatband, und warum sollten sie nicht eines Tages so berühmt werden wie die Beatles, oder wenigstens wie Dave Dee, Dozy, Beaky, Mick and Tich? Er war dann wirklich von zu Hause weggegangen, hatte Bietigheim und damit leider auch seine Band (»The Bietigheim Blues Busters«) verlassen und war nach Berlin gegangen. Aber komischerweise hatte er sich keine neue Gruppe mehr gesucht, er hatte zwar immer noch für sich auf der Gitarre herumgeklimpert und die Soli von Hendrix oder Clapton nachgespielt, aber an Auftritte hatte er nicht mehr gedacht, wenigstens nicht als Musiker. Seine Sehnsucht war es geworden, so intelligent und mitreißend zu reden wie die Wortführer der Apo auf den Teach-ins, wie die Genossen Semler, Rabehl, Cohn-Bendit oder Dutschke. Das mußte ein berauschendes Gefühl sein! Die Macht über die Masse! Durch nichts als Verstand, Geistesgegenwart und ein paar rhetorische Tricks! Aber um das zu können, mußte man natürlich studiert haben, und dazu brauchte man Abitur. So hatte er sich auf den Weg begeben, auf dem er immer noch war. Er hatte studiert, studiert und nochmal studiert. Und das Problem war nicht gewesen, daß er Schwierigkeiten damit hatte, daß er es nicht konnte, sondern - vielleicht - daß er es zu gut konnte. Es war nicht schwer gewesen, das Abitur zu bestehen, auch das Studium war ihm leicht gefallen, so leicht, daß er dann beinahe wie von selbst die Stelle als Assistent bekommen und die Doktorarbeit begonnen hatte. Und danach? Danach hatte er, ohne lange zu überlegen, mit seiner Habilitation begonnen und sie glatt »durchgezogen« - nein, diese Prüfungsangsträume waren, wenn man es realistisch betrachtete, vollkommen unsinnig. Es sei denn, sie wollten etwas anderes sagen. Nicht, daß er Angst davor haben mußte, die Prüfung nicht zu bestehen, sondern davor, sie zu bestehen. Denn wenn man sie bestand, dann ging man auf dem eingeschlagenen Weg weiter und bestand auch noch die nächste, und dann wieder eine, und auf einmal war man Privatdozent, bewarb sich um eine Professorenstelle und hatte seit Jahren nicht mehr darüber nachgedacht, ob man das, was man da machte und was einem (von gelegentlichen Alpträumen abgesehen) so leicht von der Hand ging, auch wirklich wollte. Ronstein mußte wieder an den Satz denken, den er neulich gelesen hatte: Das Schicksal erweist sich im Rückblick stärker durch die Vielzahl winziger Nichtentscheidungen beeinflusst, als durch die wenigen bewußten Entscheidungen. Welche bewußte Entscheidung hatte ihn eigentlich dahin geführt, wo er jetzt war? Abitur hatte er gemacht, um studieren und auf Teach-ins reden zu können, aber die Teach-ins hatten sich schon sehr bald überlebt, und übriggeblieben war der brave Soziologiestudent Ronstein, der einfach immer so weitergemacht hatte. Nur ein einziges Mal war er ins Schleudern gekommen: als er das Drehbuch geschrieben hatte. Sich Szenen ausdenken, Dialoge schreiben - es hatte ihn fasziniert, es hätte eine Leidenschaft werden können, er war beinahe froh gewesen, als es dann mit der Finanzierung des Films nicht geklappt hatte. Das Drehbuch war nicht schlecht, die Produzentin hatte ihn ausdrücklich dafür gelobt, aber die Arbeit hatte ihn furchtbar aufgeregt. Er hatte sogar angefangen zu rauchen! Nein, an der Uni ging es doch ruhiger zu, wenn man von der leichten Panik absah, die sich in irgendeiner Ecke seiner Seele eingenistet hatte. Was war das nur für eine Stimme, die sich immer wieder meldete, in den Alpträumen oder in den unvermutet auftretenden Anfällen von

Ekel gegen alles, was mit Universität und Wissenschaft zu tun hatte? Was war das für ein Widerwille, der ihn daran hinderte, zum Beispiel diesen Brief zu öffnen?

Ronstein stand auf, ging ins Badezimmer, putzte sich die Zähne, rasierte sich, duschte sich (in dieser Reihenfolge) und zog sich dann an. Er ging in die Küche, machte Kaffee, trank eine Tasse. So, dachte er, jetzt. Oder nein, noch nicht. Er aß ein Brötchen, trank eine zweite Tasse Kaffee und ging in den Flur. Er nahm den Brief in die linke, den Öffner in die rechte Hand, setzte an - und bekam wieder das Zittern, den Schweißausbruch, den gleichen Anfall wie gestern. Als er auf dem Bett lag, fragte er sich, was das alles zu bedeuten habe. Ich brauche Hilfe, dachte er. Ich brauche Hilfe. Er ging zum Telefon, rief seinen Therapeuten an und bat ihn um einen Termin. Er habe einen Rückfall, es sei dringend. Der Therapeut gab ihm einen Termin für den späten Nachmittag. Das war erstmal beruhigend. In der Therapie würde sich das Problem von ganz alleine lösen. Am besten er nahm den Brief mit und öffnete ihn dort.

Und dann, ohne es richtig zu wollen, oder genauer: weil er ja einen Therapietermin hatte und nun nicht mehr so ganz für das verantwortlich war, was er tat, rief er noch jemanden an.

## Glück gehabt

Haben Sie die Tütenfrau gesehen? Was für einen Blick die Ihnen zugeworfen hat? Herrgottsack! Sowas Stechendes geradezu. Des kenne ich ja noch gar nicht von ihr. Haben Sie ihr irgendwie was - auf den Schlips getreten oder so? Die guckt doch sonst niemanden an. Ich steh seit Jahren an der Halte Grolku und beobachte sie. Grolman Ecke Kudamm, ja. Wieso ist die jetzt eigentlich hier? Umgezogen, gewissermaßen. Füttert die Tauben. Möcht wissen, woher sie das Geld dafür hat. Sozialhilfe? Wahrscheinlich. Wohnungsgeld wird sie wohl keins bekommen. Es gibt Leute, die sagen, sie ist reich. Sie soll mal Apothekerin gewesen sein. Aber kein Mensch weiß, warum sie schon seit Jahren auf der Straße sitzt. Naja, was soll's. Das Komische ist nur, daß sie einen nicht in Ruhe läßt. Ich meine, sie läßt einen natürlich in Ruhe, sie tut ja überhaupt nichts, aber gerade das läßt einen nicht in Ruhe. Unsereiner zappelt sich ab wie der letzte Depp - und die sitzt einfach da und zeigt einem, wie lächerlich das Ganze ist. Totale Verweigerung, letztendlich. Macht einfach nicht mit. Genau des, was wir vor fünfundzwanzig Jahren gewollt haben. Das konsequente Sit-in. Des is ja beinahe revolutionär. Man weiß natürlich nicht, warum sie des macht, sie ist wahrscheinlich vollkommen unpolitisch, aber genau weiß man's eben auch nicht. Sie redet ja nicht darüber. Vielleicht hat sie Adorno gelesen und gedacht, wenn's schon kein richtiges Leben im falschen gibt, dann kann ich mich ja gleich hinsetzen und warten, bis es vorbei ist. Naja, ich will Sie jetzt nicht vollquatschen, es geht einem halt so manches durch den Kopf, wenn man auf Fahrgäste wartet. Haben Sie mal Adorno gelesen? Minima Moralia und des alles? Hab ich mir fast gedacht. Irgendwie sieht man es einem immer noch an, daß er mal Genosse war. Des ist der Habitus. Die Sozialisation. Macht eben doch einen Unterschied, ob man mal in ner Wohngemeinschaft gelebt hat oder nicht. Wir wollten ja damals nicht nur die Welt verändern, wir wollten auch uns selbst verändern. Dialektik! Der neue Mensch! Totalität, verstehst? Alles hängt mit allem irgendwie zusammen, vermittelt sozusagen, so haben wir doch gedacht. Was für den Vietcong die Befreiung vom vs-Imperialismus, das war für uns die Rebellion gegen den autoritären Charakter. Chassez le flic de votre tête! Unter dem Pflaster liegt der Strand! Haut den Unternehmer in die Fresse, daß es kracht, Arbeitermacht! Naja. Man redet davon wie unsere Alten früher vom Schützengraben. Jede Generation braucht eben ihre Kampfzeit. Unsere fand nicht im Graben, sondern auf der Straße statt. Schahbesuch, Springerblockade, Schlacht am Tegeler Weg. Warst du da schon dabei, Tegeler Weg? Nee, klar, du bist ja 'n paar Jahre jünger als ich, das macht viel aus. Ich hab eben Glück gehabt. Bin

gerade vorher nach Berlin gekommen, zwei Monate vorher, wenn man es genau nimmt, September Achtundsechzig oder nein - war's Mitte August? - ja, Mitte August muß es gewesen sein, aber was soll's. Ich will dich auch nicht damit vollquatschen, wenn du lieber deine Ruhe haben willst - naja, jedenfalls war das die erste Demonstration für mich! Da hat's geknallt, des kann ich dir sagen. Da hat's gefunkt. Des war, also wenn man es genau nimmt - Steine hin und her, Wasserwerfer, Gummiknüppel, Tränengas - Wahnsinn! Die Bullen hatten ja damals noch die alten Tschakos, die sind erst hinterher umgerüstet worden auf Parka und Motorradhelm, aber an dem Tag, da war das noch das alte Bild. Und ich zum erstenmal dabei! Also des, des hat mir ein Hochgefühl verschafft, da hab ich lange gezeht davon, des kannst du mir glauben. Des war sozusagen - Himmel auf Erden! Ich war ja erst neunzehn! Gerade von der Schule weg. Gymnasium, Kleinstadt, Schwetzingen. Kennst du Schwetzingen? Wo diese Wahnsinnsbuchhandlung ist, Kieser, also da gibt's das noch - Kultur! Und der Spargel, genau. Also des ist immer noch der beste, da bin ich Patriot. Obwohl jetzt neuerdings der aus dem Osten, also Beelitz, da wo die Heilstätten sind, der ist auch nicht schlecht. Und dann mit Butter oder mit ner selbstgemachten Hollandaise, mmmh - aber die Kartoffel muß stimmen, verstehst, die darf nicht so blaß und wässrig sein, sondern festkochend, goldgelb, italienische Frühkartoffel, Sieglinde! Da bei uns, in Schwetzingen, da gibt's eine Kartoffel, die kriegst du hier nicht, ich schwör's. Wenn ich da hinfahre, einmal im Jahr, meine Eltern besuchen und des alles, dann nehme ich jedesmal einen ganzen Sack davon mit, und Wein natürlich, Adelman! Kennst du die Weine von Graf Adelman? Also, da muß ich dir mal ein Fläschle aufmachen, des ist ein Wein, sag ich dir! Granate! Aber sonst, Kleinstadt, Enge, überhaupt kein geistiger Horizont, nix, nix! Und dann Berlin! Des war für mich ja geradezu die Droge! Ein Trip! Freiheit! Easy Rider! Und die Studentenbewegung und des alles, des war ja quasi, also praktisch genau des Richtige. Ich war schon immer ein Rebell! Schon in meiner Kindheit. Wenn mein Alter gesagt hat, was ist mit deinem Zeugnis, Mathematik schon wieder fünf, dann hab ich gesagt, was geht's denn dich an, ist doch mein Zeugnis, wenn du ein gutes Zeugnis haben willst, dann geh doch selbst zur Schule! Und wenn er mich dann verprügelt hat, mit seinem Gürtel - also, der hat da richtig eine Zeremonie draus gemacht, eh der mal den Gürtel aus der Hose hatte, da wär ich schon dreimal von Schwetzingen nach Stuttgart und zurück -, aber ich hab nichts gesagt, nicht geschrien, nicht geweint, nicht weggelaufen, nur die Zähne zusammengebissen und gedacht, mich kriegst du nicht klein, du Verbrecher. Er war ja in der Partei gewesen, Nazi, hab ich das schon gesagt? Also, heut verstehe ich mich ganz gut mit ihm, wenn ich nach Hause komme, dann machen wir ein Fläschle auf, Adelman, und dann erzählt er was, und ich erzähl was, und meine Mutter kocht was Schönes, Maultäschle, aber geschmälzt, nicht in der Brüh! und gut. Aber damals! Faschist! hab ich gesagt, du Faschist! Er war ja Rechnungsführer gewesen bei der Wehrmacht, hat den Leuten ihren Sold ausgezahlt, vom einfachen Gefreiten bis zum General. Das Geld dafür, daß sie andere Menschen umbringen, praktisch, also, wenn man es genau nimmt, schon. Aber immerhin war er kein KZ-Scherge oder Waffen-ss, da konnte man noch froh sein. Also, des möcht ich nicht, wenn ich mir des vorstell, daß mein Alter im KZ die Juden in die Gaskammern hineingetrieben hätt, also des wär - Hölle! Weißt, ich hab da einen Kollegen, Hotte, also wenn ich dir von dem erzählen würde - aber nee, ich laß es, keine Angst, ich bin jetzt still. Ich rede sowieso zuviel. Weiß gar nicht, was heute mit mir los ist. Aber des ist manchmal, des kennst du wahrscheinlich auch, wenn die Maschine einmal angeworfen ist, dann ist sie nicht zu stoppen. Die Zwitschermaschine, sag ich immer. Kennst du des Bild? Die Zwitschermaschine, so heißt's. Also irgendwie genial. Des mußst du unbedingt, wenn du nach Hamburg kommst, gleich da beim Hauptbahnhof, gehst gerad eben rein und schaust es dir an. Naja, ich bin dann weg, nach Berlin, natürlich auch wegen der Bundeswehr. Ich wollte ja nicht zum Bund, verstehst? Warst du etwa beim Bund? Na also. Und dann die Demonstrationen, Teach-in, Sit-in, Go-in und des alles, aber natürlich auch die Beatles und die Stones! Why don't we do it in the road! Sexuelle Revolution! Wilhelm Reich! Kommune eins! Wer zweimal mit derselben

pennt, des war ja geradezu - Erleuchtung! Und gekifft haben wir natürlich auch, Haschisch, Gras, alles, nur keine harten Drogen, also da lief bei mir nichts. LSD hab ich nicht genommen, obwohl natürlich die Beatles - Lucy in the Sky with Diamonds, verstehst? - aber nee, des war für mich irgendwie, wollte ich nicht. Da hat sich in mir regelrecht was gesträubt, innerlich. Aber die sexuelle Revolution, also des, da bin ich richtiggehend auf meine Kosten gekommen, des kann ich schon sagen. Aber gut. Heute ist des ja alles anders. Aids und des alles. Ich les ja viel Zeitung, wenn ich an der Halte stehe. Gerade jetzt stand's wieder drin: Tripper nimmt ab, Syphilis nimmt zu. Warum, weiß keine Sau, höchstens, daß die Viren resistent werden, weil die ja völlig überfüttert sind mit Antibiotika und all dem Zeug. Die schlucken des doch und lachen noch darüber. Das macht denen nix! Die wollen höchstens noch mehr, genau wie wir damals, wenn wir gekifft haben, den schwarzen Afghanen oder das Gras, das wir auf dem Balkon gezüchtet haben. Und die Haare! Des vergißt man ja beinahe, was des für einen Aufruhr um die langen Haare gab, damals. Langhaarige Affen! In der Bild-Zeitung wurde unsereiner doch immer nur als Neandertaler dargestellt, mit der Keule in der Faust. Des sollten die heute mal machen! Heute laufen diese Verbrecher wirklich mit ner Keule durch die Gegend, Baseballschläger, und machen Hatz auf Ausländer und des alles, aber hast du schon mal ne Zeichnung in der Bild-Zeitung gesehen, auf der die Skins als Neandertaler dargestellt wurden? Des sollten die mal machen, des is doch des. Wir hatten keine Keulen damals, wir sind auch nicht auf Ausländer losgegangen oder auf die Schwächeren, wir haben gegen die Mächtigen gekämpft, gegen die Herrschenden, gegen den Staatsapparat, gegen das Schweinesystem, aber die Jugend von heute, also die heutige Jugend - Feiglinge, alles Feiglinge. Hetzen ein paar Ausländer durch die Fußgängerzone und werden dabei auch noch von den Bullen beschützt! Wo ist denn da die Heldentat? Feige Schlägerbanden, verstehst? Keine Moral, keine Solidarität, nix im Kopf. Aber des ist ihr Kampf. Unserer war internationalistisch, ihrer ist nationalistisch. Des is quasi praktisch dialektisch umgeschlagen, könnt man sagen, aber ich glaub's trotzdem nicht. Für mich ist des ein neues Phänomen. Höchstens - Gewaltmonopol, gut! Des war - also daß die Linke damals das Gewaltmonopol des Staates in Frage - also Recht auf Widerstand, verstehst? - des war, von heute aus gesehen, rückblickend - hätte man vielleicht anders. Gut. Aber im großen und ganzen war des doch raus aus dem Muff der fünfziger Jahre, wo die alten Faschisten wieder in der Regierung gesessen sind, Globke, Kiesinger, Lübke, KZ-Baumeister - also, jetzt muß ich aber doch die Geschichte von Hotte erzählen, du faßt dir an den Kopf, wenn du das hörst. Oder willst du lieber deine Ruhe, ich muß nix sagen, ich kann auch schweigen, es ist mir nur gerade wieder so präsent, verstehst, weil ich eben noch mit Hotte gesprochen habe, er hat ja direkt hinter mir gestanden an der Halte. Also, Hotte, wenn du den kennenlernst, dann denkst du, der ist ein Fossil. Ein Dinosaurier. Stehengeblieben. Hat sich nicht entwickelt. Nichts dazugelernt. Früher SEW-Mitglied, heute Kommunistische Plattform. Und dann in so einem Motorradclub. Nicht Hell's Angels, sondern Friedrich Angels. Ja, sowas gib't's! Moppeds nennen die ihre Maschinen, mit Doppel-P. Und jede hat ihren eigenen Spitznamen. Da gib't's den »Yoghurtbecher« und den »japanischen Reiskocher« oder die »Gummikühe«, das sind dann BMWs, oder die »Räng teng tengs« aus der alten DDR, Marke MZ. Hotte hat einen »Softshopper«, das ist so ein Harley-Nachbau, also schon was Besseres. Und am Wochenende setzen die sich auf ihre Moppeds und machen Sternfahrten zu den Konzentrationslagern. Echt! Ich hab zuerst gedacht, der hat nen Schaden. Grad jetzt sammelt er Geld für einen Gedenkweg. Ich hab ihm was gegeben, aber ich wußte gar nicht wofür. Gedenkweg, hab ich gedacht, was soll's. Und dann hat er erzählt von dem Todesmarsch, Mai 45, also fünfzig Jahre her, kurz vor der Kapitulation. Im wunderschönen Monat Mai. Stell dir vor, du sitzt im KZ, hörst in der Ferne die Geschütze donnern und spürst, es ist vorbei, da sind die Amis, da sind die Russen, da ist die Befreiung, jetzt hast du's überstanden. Und dann heißt's plötzlich: Raus hier, los, marsch marsch! Sie haben die Gefangenen, also die, wo noch am Leben waren, zusammengepfercht und gezwungen loszumarschieren, ab nach Norden, durch die Wälder,

Richtung Ostsee. Nein, im Ernst! Anfang Mai, ein paar Tage vor der Kapitulation! Ich hab's ja auch nicht fassen können. Und die sind dann zu Tausenden auf diesem Marsch umgekommen, verreckt letztendlich. Eben noch die Freiheit vor Augen, und dann war's der Tod. Sind zusammengebrochen, konnten nicht weiter, den Knöchel verstaucht, oder was weiß ich, und dann - Genickschuß! Aber vorher haben sie noch, mit zitternder Hand quasi, irgendwelche Botschaften in die Bäume geritzt, ihren Namen, den ihrer Frau, einen Hilfeschrei, einen Fluch, irgendwie ein letztes Lebenszeichen, verstehst, und des, des kannst heut noch sehen! Ich schwör's! Ist alles noch da. Brauchst nur da hinzugehen, Belower Wald, an der Grenze zwischen Brandenburg und Mevopo, also Mecklenburg-Vorpommern. Geh hin und schau's dir an! Die Bäume haben's bewahrt. Der Wald steht still, aber er schweigt nicht. Er schreit's hinaus, wenn man nur hinhört. Aber die Leute, die da hingehen, was machen die? Picknick. Sitzen da und lassen sich's schmecken und sehen nichts und hören nichts und rauchen ihre Zigarette und dann - Waldbrand. So sieht's aus. Und dagegen will Hotte was tun. Gedenkpfad! sagt er. Gedenkpfad! Und dafür sammelt er. Ist ja nicht ganz abwegig, wenn man sich's überlegt. Und trotzdem hab ich gedacht, was hat er nur immer mit den Nazis und den KZs? Warum beißt er sich daran so fest? Des ist doch irgendwie - Marotte. Und des hab ich ihm auch gesagt, als wir da unlängst in der Kneipe beim Bier, verstehst? Was hast du erwartet, hab ich gesagt, des ist doch völlig normal. Des ist doch auf der ganzen Linie so. Die haben nicht einen einzigen NS-Richter verurteilt, kalte Amnestie, verstehst - aber jetzt auf einmal, wo es gegen die Kommunisten geht, da sind sie alle wehrhafte Demokraten. Des weiß man doch. Des regt einen doch schon gar nicht mehr auf. Die Witwen der Naziverbrecher kassieren ihre Pensionen, und der kleine IM aus der DDR wird aus dem Dienst geworfen. Ist doch normal. War doch immer so in Deutschland. Linkes Auge, rechtes Auge. Was regst du dich darüber auf? Aber als ich das sage, um ihn zu beruhigen, regt er sich nur noch mehr auf. Kriegt sich überhaupt nicht mehr ein. Zittert am ganzen Körper und haut dann schließlich mit der Faust auf den Tresen, daß alle Umstehenden ganz verstört aufschauen. Ist ja ein Riesenkerl, der Hotte, ein Hüne geradezu, wo der mit der Faust hinhaut, wächst kein Gras mehr. Ja, und dann - dann pfeift's auf einmal aus ihm heraus, wie wenn die Luft aus der Tür vom S-Bahnzug entweicht, pffft - ja, gerade so - pffft - verstehst, und er brüllt mich an, daß ich denk, mein letztes Stündlein hat geschlagen: »Das ist nicht normal«, schreit er, »das ist überhaupt nicht normal!« Okay, denke ich, stimmt ja auch wieder, hast ja recht, und da sagt Hotte ganz leise: »Weißt du, ich bin nämlich in Auschwitz geboren.« Oh Scheiße, denke ich, des hab ich doch nicht wissen können, daß er quasi ein Überlebender ist von dem Holocaust, des sieht man ihm gar nicht an, er hat ja auch gar nichts, was in der Beziehung - also Nase, Augen, Ohren und des alles, er ist ja sogar blond! Aber nein, sagt er: »Nein, nein, in Auschwitz-Monowitz, auf dem Firmengelände der IG-Farben. Mein Vater war Architekt. Er hat das ganze Lager geplant.« Das hat er als Zwölfjähriger durch einen Zufall rausgekriegt. Und hat den Vater danach gefragt. Und der Vater hat gesagt, ich hab doch nur gemacht, was ich heute auch mache, Häuser bauen. Ich bin doch nicht verantwortlich für des, was die Menschen in den Häusern machen. Das geht mich doch gar nichts mehr an. Sagt der Vater. Hat also praktisch seine Hände in Unschuld - verstehst? Und des, wie der Vater da - kein Schuldbewußtsein, keine Reue -, des war für den Hotte der entscheidende Schock. Er ist dann von zu Hause weg, hat sich losgesagt von seinem Alten, nie wieder ein Wort mit ihm gesprochen, ist nach Berlin und später in die SEW eingetreten. Antifaschismus als Fluch, verstehst, wenn der Vater seine Schuld nicht selber sühnt, dann muß der Sohn es für ihn tun. Des war quasi seine Bestimmung. Gut. Er hat dann auf Lehrer studiert, Hauptschullehrer hat er werden wollen, aber als er in den Staatsdienst eintreten wollte, hat's geheißten: Nix da - Berufsverbot! Weil er ja in der SEW gewesen ist. Des war dann noch einmal die Krönung. Der Vater kriegt als KZ-Baumeister das Bundesverdienstkreuz, der Sohn, Antifaschist, darf kein Lehrer werden. Also da, verstehst, im Vergleich zu Hotte, da hab ich mit meinem Alten ja noch richtig Glück gehabt, weil der ja nur - also gut. Und dann hat Hotte mir seinen Paß

gezeigt, des war dann beinahe schon komisch, da steht als erster Vorname nicht Horst, wie man denken möchte, da steht, also des glaubst nicht, da steht Adolf. Des muß der auch noch mit sich herumtragen. Aber gut, jetzt hab ich dir die Geschichte doch erzählt, des wollt ich eigentlich gar nicht, also entschuldige bitte, nichts für ungut. Aber wenn wir da nicht gekämpft hätten damals, auf der Straße, auf den Barrikaden, in den Universitäten, langer Marsch, dann wäre doch heute alles noch verkrusteter, noch korrupter, noch verrotteter, meinst nicht? Des war ja auch Idealismus! Wir haben unser Leben eingesetzt, wir haben an die Revolution geglaubt! Karriere? Nein, danke. Weißt du, was ich studiert hab? Volkswirtschaft! Ich schwör's. Ich sitz hier mit einem VWL-Diplom auf dem Bock und fahr die Leute mit ihren Aktenkoffern vom Kempinski zum Flughafen und vom Flughafen zum Kempinski! Meine ehemaligen Kommilitonen quasi, also im Grunde genommen schon. Ich hab die Revolution gemacht und die die Karriere, so sieht's doch aus. Und aus der Revolution ist nichts geworden - hat vieles verändert, ja, schon, aber nicht, daß wir jetzt die Räterepublik hätten oder die Basisdemokratie, da wo jeder nach seinen Fähigkeiten und jedem nach seinem Bedürfnis, also Urchristentum gewissermaßen. Des hat eben nicht geklappt. Und wer da gar nicht erst dran geglaubt hat, der hat eben zielstrebig studiert und ist gleich Wirtschaftsprüfer oder Steuerberater oder Manager geworden, oder irgendwie in Vaters Firma gegangen. Sowas gibt's ja auch immer mehr. Die Generation der Erben! Der eine erbt ein Vermögen, der andere eine kleinbürgerliche Sozialisation. Und für mich, damals, Karriere - also des war ja: rotes Tuch! Ich hab ja nicht VWL. studiert, um Steuerberater zu werden, ich wollte »Das Kapital« von Marx verstehen! Mehrwerttheorie, tendenzieller Fall der Profitrate, Wert-Preis-Problem! Und Taxifahren, klar, nebenher Geld verdienen. Bafög - also, des war mir zu wenig. Wir hatten ja damals dieses Taxikollektiv, zehn Leute, fünf Taxis, da haben wir richtig Kohle gemacht, des war schon echt gut! Während der Studienzeit war ich der Bär, finanziell gesehen, also Geld hatte ich genug! Wohngemeinschaft, billige Wohnung, da ging's mir richtig gut, da haben mich viele drum beneidet. Und immer Urlaub, wo gerade Revolution war, Kuba, Griechenland, Portugal, Spanien, also des war ja geradezu ideal, daß man da Urlaub, Sonne, Meer und trotzdem - Venceremos, verstehst? Aber dann ging natürlich das Taxikollektiv irgendwann - da wurden's immer weniger, wie bei den zehn kleinen Negerlein, aber des darfst ja nicht mehr sagen, des ist nicht mehr korrekt, heut heißt's die zehn kleinen Andersfarbigen -, also, so war's bei uns. Nicht, daß die alle gestorben wären, gestorben ist nur einer, letztes Jahr, Chico hat er geheißt, Aids, was soll's, aber es hat eben einer nach dem anderen sein Studium beendet und ist dann doch irgendwie Steuerberater geworden. Nur der Walter und ich, also mein Kompagnon, wir sind übriggeblieben, wir teilen uns jetzt die Taxe, mal sitzt der eine aufm Bock, mal der andere, wie's gerade kommt. Aber leben kannst du davon nicht, das schwör ich dir. Seit die Ost-Kollegen dazugekommen sind, müßtest du schon zwölf, vierzehn Stunden täglich, also nee, nicht in meinem Alter. Ich geh auf die fünfzig zu! Ja, du lachst, aber des ist - Schicksal, verstehst? Man wird nicht jünger. Des hab ich mir irgendwie damals gar nicht klar gemacht. Daß man mal älter werden könnte! Trau keinem über dreißig! Also des, des ist der größte Schock meines Lebens. Rente, zum Beispiel. Ich hab nie an Rente gedacht. Ich werd sowieso nicht alt, hab ich gedacht, Rente, was soll's. Und dann auf einmal vierzig, fünfundvierzig, und immer noch am Leben. Und plötzlich denkt man an die Zukunft - pervers! Wenn du jung bist und eine Zukunft hast, denkst du nicht dran, und wenn du alt bist und eigentlich alles schon zu spät ist, fängst du an, dir Sorgen zu machen. Naja, also vielleicht von meinen Eltern das Häuschen, ein bißchen was haben die ja auch, verstehst, obwohl mein Vater nur ein kleiner Buchhalter war - aber trotzdem. Und dann der Partyservice, hab ich das schon erzählt? Aber ich will dich jetzt wirklich nicht vollquatschen, vielleicht hast du ganz andere Sachen im Kopf, du brauchst nur einen Ton zu sagen, ich kann auch schweigen. Nur jetzt gerade schnell noch mit dem Partyservice, des war quasi, praktisch - organische Entwicklung letztendlich, nahtlos, das konnten wir gar nicht, also das wäre schon pervers gewesen, es nicht zu machen, ehrlich. Weil wir uns ja immer dafür interessiert haben, für

Essen und Wein und des alles, Kochen, Feinschmecker, Veronelli, gerade die italienische Küche, aber auch die französische natürlich, und dann dazu die Weine, Barolo, Nebbiolo oder die Weißweine von Lageder, Südtirol, aber auch Frankreich, Moulin-A-Vent, und natürlich Adelman, also da müßt ich dir mal ein Fläschle öffnen, das ist so ein richtiger, also, wie soll ich sagen, den kannst du richtig abends gemütlich, gutes Buch, und dann ein Glas Rotwein! Also wir machen das nicht groß geschäftsmäßig, aber doch so, daß mehr dabei herauskommt, als wenn wir immer nur auf dem Bock sitzen würden, das hält man ja auch gar nicht durch. Wir haben sogar schon daran gedacht, ein Restaurant aufzumachen oder einen Edelimbiß, so ein bißchen wie das »Calice« in der Giesebrecht, des kennst du wahrscheinlich auch, also gerade so, daß wir Wein verkaufen und da vorne dann noch Tavola Calda, verstehst, eingelegte Sachen, dann vielleicht ein, zwei Nudelgerichte, also Pasta, selbstgemachte Ravioli, Steinpilze und des alles, aber jetzt fehlt's noch an einem geeigneten Ladenlokal. Die Mieten, des ist ja alles unbezahlbar! Hauptstadt, klar, aber wann kommt's? Die Mieten sind so, als wären sie alle schon da, aber wo sind sie? Na, jedenfalls kann ich Ihnen ja mal unsere Karte geben, falls Sie mal eine Party feiern, Geburtstag, Hochzeit, Beerdigung, alles, wir machen des echt, also, da geb ich Ihnen mein Wort! Und wenn mein Kompagnon gebeizte Lammnüsschen macht, dann liegen Sie praktisch unter dem Tisch vor Begeisterung! Und die Weine gibt's bei uns billiger, also das lohnt sich schon. Sie können auch vorher zu uns kommen und probieren und sagen, nein, der ist nichts, der gefällt mir nicht, also da haben Sie alle Freiheiten! Also, ich hoffe, ich hab Sie jetzt nicht allzusehr, aber, naja, was soll's. Das macht dann siebenundzwanzigachtzig. Quittung?

## Es gibt keine Zufälle

Schmidt-Heising saß Ronstein auf einem pinkfarbenen Sitzelement gegenüber und schaute ihn mit professionellem Interesse an. Er war Ende Vierzig, hatte schwarzgraues Wuschelhaar und trug eine randlose Brille mit stahlgrauen Bügeln. Die leicht gedimmten Strahlen einer Halogenlampe präsentierten den Raum in einem klinisch kalten Licht und erinnerten fortlaufend daran, daß es sich hier nicht um ein Privatgespräch handelte.

»Naja«, sagte Ronstein, »worum geht's denn schließlich! «

»Das würde ich gern von Ihnen erfahren.«

»Wohlstandsneurose! Im Grunde genommen nicht der Rede wert! Wenn ich an das denke, was ich eben gerade gehört habe...! «

»Eben? «

»Im Taxi. Da hat einer einen KZ-Architekten zum Vater, wird Mitglied einer antifaschistisch-demokratischen Partei und kriegt Berufsverbot, während man seinem Vater noch das Bundesverdienstkreuz an die Brust heftet. Da muß man doch am Zustand unserer Demokratie verzweifeln, finden Sie nicht? «

Schmidt-Heising legte die Stirn in Falten und machte ein bekümmertes Gesicht. »Sie sind doch nicht nach zwei Jahren Therapiepause zu mir gekommen, um mir etwas über den Zustand unserer Demokratie vorzuheulen.«



»Nein, aber um Ihnen etwas vorzuheulen schon, das ist ja das Peinliche. Es geht einem zu gut, und deswegen erfindet man Probleme. Und wenn man mal an andere Leute denkt, denen es wirklich dreckig geht, an die in Bosnien oder Ruanda – «

»Mindfucking.«

»Wie bitte? «

»Alles mindfucking. Sie sind nicht in Bosnien, Sie sind nicht in Ruanda, und Sie haben keine anderen Probleme als die, die Sie haben. Also hören Sie schon auf, darum herumzureden! Haben Sie vergessen, daß die Zeit läuft? Ich bin nicht billiger geworden.«

»Das hab ich mir schon gedacht.« Ronstein haßte die aufdringliche Art, in der Schmidt-Heising darauf hinwies, daß er hier nur saß und mit einem redete, weil er dafür bezahlt wurde. Das mußte wahrscheinlich so sein, aber es war trotzdem ärgerlich. Schmidt-Heising sagte es so oft er konnte, und immer mit einem leicht sadistischen Unterton, damit man sich ja nicht einbildete, man sei ein Ausnahmepatient und würde vielleicht doch ein bißchen mehr geliebt als die anderen. Man mußte auch nach jeder Sitzung bar bezahlen, selbst wenn man eine jahrelange Therapie machte und das Geld ohne weiteres per Dauerauftrag hätte überweisen können. Aber nein. Bar auf den Tisch, Schmidt-Heising bestand darauf, damit das ökonomische Verhältnis zwischen Patient und Therapeut nicht in Vergessenheit geriet. Oder wollte er nur, daß das Geld nicht über sein Konto ging, damit er dem Finanzamt Märchen erzählen konnte? Jedenfalls führte diese Barzahlerei manchmal zu grotesken Situationen. Ronstein hatte zwei- oder dreimal an Workshops mit Schmidt-Heising teilgenommen, an gruppentherapeutischen Marathonsitzungen, und am Ende der zweieinhalb Tage währenden Tortur hatte jeder der zwanzig Gefolterten dem erschöpft und zufrieden dasitzenden Schmidt-Heising das Honorar auf den Tisch gezahlt, achthundert Mark. Als der letzte Schein hingeblättert worden war, lagen sechzehntausend Mark in bar auf dem Tisch. Sechzehntausend Mark! Die Gruppe hatte gebannt und wohl auch neidisch auf diesen Riesenhaufen Geld gestarrt und jeder einzelne hatte gedacht, Scheiße, jetzt hat der Kerl an diesem einen Wochenende soviel Kohle an mir verdient wie ich in drei oder vier Monaten nicht, ich muß tatsächlich nicht ganz richtig im Kopf sein, wenn ich bei so was mitmache. Aber dann kam natürlich sofort die innere Zweitstimme, die sagte, es war doch gut, daß ich mitgemacht habe, es war eine wichtige Erfahrung, und außerdem hat Schmidt-Heising nicht nur an diesem einen Wochenende dafür gearbeitet, sondern lange, lange studiert und selber Therapien gemacht, er war ja auch vorübergehend bei einem Guru in Indien und hat in einem Ashram gelebt, er ist nun mal ein guter Therapeut, und gute Leute müssen gut bezahlt werden, etc. pp., und am Ende hatte man sich alles so zurechtgelegt, daß der Batzen da vorne wieder ganz in Ordnung war. Trotzdem sah man es nicht gern, wie Schmidt-Heising die Scheine mit beiden Händen zusammenschob und als gefaltetes Bündel lässig in seiner Gesäßtasche verstaute. Da war es dann eine Genugtuung, wenn man erfuhr, daß Schmidt-Heising einmal beim Telefonieren in einer Telefonzelle seine ganze Wochenendausbeute aus der Gesäßtasche genommen und oben auf den Apparat gelegt hatte, um nach einem Zettel mit der Telefonnummer zu suchen. Er fand den Zettel, führte das Gespräch, verstaute den Zettel in seiner Gesäßtasche und fuhr nach Hause. Nur das gefaltete Bündel lag noch oben auf dem Telefon. Und irgend jemand, der es hoffentlich wirklich nötig hatte, war nur mal eben telefonieren gegangen und hinterher um 15.999,70 DM reicher gewesen. Das war eine tröstliche Geschichte – es sei denn, Schmidt-Heising hatte sie nur erfunden, um seinen Patienten ein bißchen Futter für ihr Bedürfnis nach Schadenfreude vorzusetzen.

»Wie ist denn Ihre Situation? «

»Finanziell? Oh, wir kommen zurecht.«

»Wir? «

»Beate und ich. Sie arbeitet jetzt in einem großen Architekturbüro. Hilft mit, Berlin zur Hauptstadt umzubauen.«

»Mit anderen Worten: Ihre Frau verdient – und Sie kommen zurecht.« »Naja, ein bißchen was verdiene ich ja auch.«

»Als Privatdozent? Machen Sie keine Witze.«

»Ich schreibe Artikel, Rezensionen und dergleichen, für die Zeitung. Außerdem mache ich gelegentlich Führungen für ein Sightseeing-Unternehmen. Das bringt fast dreißig Mark die Stunde.«

»Donnerwetter«, sagte Schmidt-Heising anerkennend. Auf seinem Tisch würden in fünfzig Minuten mindestens hundert Mark liegen.

»Außerdem ist es ja nur eine vorübergehende Situation.«

»Das sind alle Situationen. Wie steht's denn mit einer Professur? «

»Das ist es ja gerade«, sagte Ronstein. Es war zugleich ärgerlich und erfreulich, daß Schmidt-Heising immer gleich auf den Punkt kam. Ein Blitztherapeut. Ein Patient, der nach zehn Stunden nicht weiß, was mit ihm los ist, ist nicht zu retten, war seine Devise. Das hieß, er nahm die Leute in zehn Stunden komplett auseinander, nur das Zusammensetzen dauerte etwas länger. So blieben sie dann jahrelang bei ihm, weil sie einmal gehofft hatten, in zehn Stunden leidensfrei zu sein oder ihr Leiden akzeptiert zu haben und damit umgehen zu können oder was immer in ihrem Fall der ge- wünschte Therapieerfolg sein sollte.

»Sie bewerben sich und kriegen Absagen?«

»Ich bewerbe mich, kriege einen Brief und schaffe es nicht, ihn zu öffnen.«

»Das müssen Sie mir schon etwas näher erklären.«

Ronstein erzählte von dem Brief aus Chemnitz, davon, wie er ihn zunächst, ohne sich viel dabei zu denken, in den Briefkasten zurückgeworfen hatte und am Abend und am nächsten Morgen dann Schweißausbrüche, Herzrasen und zittrige Finger bekam, sowie er sich dem Brief auch nur näherte. So, als wäre der Brief gar kein Brief, sondern ein Skorpion oder eine Klapperschlange.

»Zeigen Sie mir den Skorpion doch mal.«

Ronstein schaute sich um, suchte unter dem Stuhl, stand auf, ging aus dem Zimmer, suchte im Flur, ging ins Zimmer zurück und sagte: »Haben Sie meine Tasche gesehen? «

»Welche Tasche? «

»Meine schwarze Ledertasche.«

»Sie hatten keine schwarze Ledertasche.«

»Ich bin doch mit einer Tasche hergekommen! «

»Dann muß sie ziemlich durchsichtig gewesen sein.«

»Sind Sie sicher? «

»Absolut.«

»Dann hab ich sie... Scheiße... erst bei Simone, dann war ich kurz zu Hause, und jetzt im... Ich muß sie im Taxi gelassen haben. Ich glaube, ich werde alt.«

»Klingt eher so, als wollten Sie das Ding unbedingt lossein.«

»Die Tasche?«

»Den Brief.«

»Aber ich wollte ihn doch sogar hier bei Ihnen aufmachen.«

»Dann frage ich mich, warum Sie sich soviel Mühe gegeben haben, ihn zu vergessen. Oder glauben Sie, das war Zufall? « Es gibt keine Zufälle, lautete eine weitere Maxime, mit der Schmidt-Heising arbeitete, und an die er immer wieder gern erinnerte. »Wer ist übrigens Simone? «

»Eine Frau.«

»Wär ich nicht drauf gekommen.«

»Ich hab sie vor zwei Tagen kennengelernt. Auf einem Schiff.«

»Wie romantisch.«

»Ach nein, es ist überhaupt nicht, wie Sie denken.«

»Sondern?«

»Naja, ein bißchen schon. Ich hab mich, glaube ich, in sie verliebt. Aber das hat eigentlich nichts mit Beate zu tun. Ich meine, ich sehe das nicht alternativ, und Simone sowieso nicht, sie denkt überhaupt nicht daran, sich irgendwie zu binden, sie will im Gegenteil frei sein und frei bleiben, und ich finde das auch gut oder, wie soll ich sagen, reizvoll, ich will überhaupt nicht darauf drängen, daß – «.

»Sie kennen Sie wie lange? «

»Zwei Tage.« »Und in diesen zwei Tagen haben Sie bereits mit ihr geschlafen und das geplante Ausmaß Ihres Ehebruchs besprochen?«

»Woher wollen Sie wissen, daß ich mit ihr geschlafen habe?«

»Sie reden doch nicht mit einer Frau über diesen ganzen Quatsch, wenn Sie nicht mit ihr geschlafen haben.«

»Wieso, man kann doch –.«

»Haben Sie mit ihr geschlafen? «

»Ihr Therapeuten denkt doch immer nur an das eine.«

»Und haben meistens recht damit.«

Mit Simone schlafen oder nicht – das war weiß Gott nicht das Entscheidende; entscheidend war, daß er dauernd an sie denken mußte und das Zittern dabei auch noch genoß.

»Also?« sagte Schmidt-Heising. »Haben Sie, oder haben Sie nicht.«

»Das kann Ihnen doch vollkommen egal sein.«

»Machen Sie's nicht so spannend.«

»Ja. «

»Was – ja? «

»In Gottes Namen, ja.«

»Na bitte, warum nicht gleich so.« Das war keine Therapie, sondern die Inquisition. Nur mit dem Unterschied, daß Schmidt-Heising keine Daumenschrauben ansetzte. Aber genau deswegen ging man wahrscheinlich zu ihm hin. Der Sport der Patienten ist es, sich etwas vorzumachen, meiner ist es, sie davon abzubringen, lautete eine weitere seiner Allerwelts-Maximen, und er hatte überhaupt keine Skrupel, einen dafür ins Kreuzverhör zu nehmen. Hauptsache, die Wahrheit kam ans Licht. Und viel Zeit hatten sie ja wirklich nicht. Ich will nur eine Art Notfallhilfe, hatte Ronstein am Telefon gesagt, ich will auf keinen Fall wieder eine längere Therapie anfangen. »Gut«, sagte er, »es ist vielleicht ernster, als ich mir selber eingestehen möchte. Aber ich will trotzdem meine Ehe mit Beate nicht gefährden, das können Sie mir glauben.«

»Ich glaube Ihnen zunächst mal, was Sie tun, und erst in zweiter Linie, was Sie sagen. Sie sagen ja auch, Sie wollten den Brief hier aufmachen, aber mitgebracht haben Sie ihn nicht. Wissen Sie, was mich wundert? Daß Sie zu wissen glauben, was in dem Brief steht, und trotzdem Schweißausbrüche kriegen, wenn Sie daran denken, ihn zu öffnen. Warum? Ich meine, wovor haben Sie Angst? Vor der Absage oder der Zusage? «

»Warum denn vor der Zusage? « sagte Ronstein und fing an, sich zu empören. »Können Sie mir das mal erklären? «

»Nein«, sagte Schmidt-Heising, aber sein sokratisches Lächeln sagte das Gegenteil: Ich weiß, daß ich alles weiß, aber ich sag's nicht. Tu nichts für deinen Patienten, was er selbst tun kann.

Er setzte den anderen unter Druck, half ihm aber nicht, er förderte den sogenannten Self-Support. Sie haben die Fähigkeit, die Lösung Ihrer Probleme selbst zu finden, pflegte er zu sagen, ich bin nur eine Art Katalysator.

»Angst vor der Absage habe ich«, sagte Ronstein, »das ist alles. Aber andererseits – warum haben die in Chemnitz mir die Unterlagen nicht zurückgeschickt? «

»Die Frage wäre leicht zu beantworten, wenn Sie den Brief da hätten.«

»Verdammt, ich wollte ihn ja mitbringen!« schrie Ronstein.

»Klar doch«, sagte Schmidt-Heising, »Sie wollten ihn mitbringen, nur... Dann fragen wir doch mal so: Was haben Sie eigentlich davon, wenn Sie nicht wissen, was drinsteht? «

Ronstein faßte sich mit der einen Hand an die Stirn und massierte seine Falten und benutzte die andere dazu, sich in den Oberarm zu kneifen, damit der eine Schmerz den anderen übertönte. Hätte er doch bloß die Tasche nicht vergessen! Dann hätten sie den Brief zusammen aufgemacht – und fertig.

»Nun? «

»Was ich davon habe? Naja, die Situation bleibt offen, ich muß mich nicht entscheiden. Das habe ich davon.«

»Hm«, machte Schmidt-Heising. Es klang sehr zufrieden. »Und was ist an der Entscheidung so schlimm? Ich meine, was befürchten Sie? «

Ronstein fiel auf, wie trocken es in seinem Mund auf einmal war. Komisch, dachte er, wie kommt das? Die Hände werden feucht, der Mund wird trocken, wie stellen die Drüsen das an?

»Ich könnte eine falsche Entscheidung treffen«, sagte er.

»Klingt überzeugend. Und was wäre das Schlimmste, das passieren könnte? «

»Das Schlimmste«, wiederholte Ronstein leise. »Das Schlimmste? « Er wußte es nicht. Alles in ihm krampfte sich zusammen.

»Sie stehen ziemlich unter Druck«, sagte Schmidt-Heising diagnostisch. Mitgefühl gehörte nicht zu seinem Job. »Wo spüren Sie den Druck? «

Verdammt, wo spüre ich den Druck? Im Kopf? Ja. »Im Kopf«, sagte Ronstein, »in den Schulterblättern. Und im Kreuz.«

Schmidt-Heising nickte, als entspreche dies genau seiner Vermutung. »Der freie Fluß Ihrer Energie ist blockiert. Sie halten etwas zurück.«

»Ich glaube, ich habe Angst, daß ich mich in eine Sackgasse hineinmanövriere, aber in welche? «

»Vielleicht haben Sie einfach Angst, einen Ruf nach Chemnitz anzunehmen? «

»Unsinn! « stieß Ronstein ärgerlich hervor. »Ich kann es mir gar nicht erlauben, davor Angst zu haben! Ich habe doch nicht Abitur gemacht, studiert, das Diplom gemacht, die Dissertation, die Habilitation und dann zwei Jahre lang Bewerbungsschreiben herumgeschickt, um am Ende zu sagen, nein danke, ich möchte gar nicht Professor werden, ich hab's mir gerade anders überlegt! Das ist doch Quatsch! Das kann ich mir auch schlicht nicht leisten! Genaugenommen habe ich, von der Grundschule angefangen, eine Ausbildung von sechsendreißig Jahren hinter mir, das müssen Sie sich mal vorstellen. Sechsendreißig Jahre Ausbildung! Und dann auf einmal nein sagen, nein, ich will den Posten, für den ich mich mein Leben lang qualifiziert habe, doch nicht? Das ist doch wirklich Unsinn, entschuldigen Sie bitte, wo kommen wir denn da hin! Klar, Chemnitz ist nicht der Traum, aber es ist die einzige Chance!«

»Können Sie das noch mal wiederholen? «

»Wie bitte? «

»Diesen Satz«, sagte Schmidt-Heising ungerührt. »Wiederholen Sie ihn. Oder soll ich ihn noch mal vor- sprechen?« Und ohne Ronsteins Antwort abzuwarten, sagte er wie ein Stimmenimitator genau in Ronsteins Tonfall: »Klar, Chemnitz ist nicht der Traum, aber es ist die einzige Chance! «

»Ja, genau so ist es«, sagte Ronstein.

»Sagen Sie diesen Satz bitte zehnmal hintereinander und atmen Sie jedesmal tief ein und aus. Und achten Sie dabei genau auf Ihre Gefühle. Bitte! «

Und dafür war er nun hergekommen. Man schämte sich zu Tode dabei. Und daß Schmidt-Heising sich nicht schämte! Das war doch wie in der Schule, früher, wenn der Lehrer einem auftrag, hundertmal zu schreiben: Ich darf meine Hausaufgaben nicht vergessen. Als ob das irgend etwas an seiner Entscheidung ändern würde! Aber Moment mal! Hatte er sich denn entschieden? Gab es denn überhaupt etwas zu entscheiden? Nein, kein vernünftiger Mensch würde eine solche Stelle ablehnen!

»Nun geben Sie sich schon einen Ruck«, sagte Schmidt-Heising freundlich. »Oder wollen Sie nicht? Es steht Ihnen natürlich frei, das kleine Experiment mitzumachen oder auch nicht.«

Das war auch so ein hübsches Grundmuster dieser Therapie: Alles beruhte auf Freiwilligkeit, und gerade deshalb mußte man mitmachen. Spontanparadoxie. Sag jemandem, du kannst es auch lassen, und schon kann er es nicht mehr. Ronstein jedenfalls nicht. Vor- sichtig, als könne er sich dabei verletzen, atmete er ein und begann, den Satz zu wiederholen, einmal, zwei- mal, dreimal.

»... aber es ist die einzige Chance.«

»Das Atmen nicht vergessen! « Schmidt-Heising's Hand legte sich auf Ronsteins Rücken. »Sie halten immer noch Ihre Energie zurück. Versuchen Sie noch etwas mehr zuzulassen.«

»Klar«, sagte Ronstein, aber es klang mehr wie ein Krächzen, »Chemnitz ist nicht der Traum, aber es ist die einzige Chance.« Warum war ihm bloß so zum Heulen zumute?

»Atmen! «

»Klar«, winselte Ronstein, »Chemnitz ist nicht der Traum – « und mit einer Gewalt, die ihn von wer-weiß-woher überkam, stieß er auf einmal hervor: »Es ist vielleicht der größte Fehler meines Lebens! «

»Ach ja! « machte Schmidt-Heising.

»Ja«, rief Ronstein beinahe begeistert, »ich denke manchmal, daß ich etwas ganz anderes machen müßte! Meine Zelte abbrechen! Raus aus den festgefügtten Bahnen! Was hat denn das alles noch mit mir zu tun? Nichts, im Grunde genommen! Gar nichts! Überhaupt nichts! «

»Sie sprechen jetzt sehr kraftvoll«, sagte Schmidt-Heising. »Und zum erstenmal klingt es überzeugend. Ich glaube, Sie sind da auf einer wichtigen Spur.«

»Aber das ist doch alles Blödsinn«, sagte Ronstein und sank wieder in sich zusammen. »Ich hab gar keine Alternative. Ich weiß doch gar nicht, was ich sonst machen könnte. Ich weiß nicht einmal, was ich wollen sollte, wenn ich könnte.«

»Sie haben es zu eilig«, sagte Schmidt-Heising. »Das ist Ihr eigentliches Problem. Sie wollen immer gleich wissen, wo es lang geht. Sie lassen dem Topdog in sich zuviel Raum und unterdrücken Ihren Underdog.«

Topdog, Underdog, dachte Ronstein, lange nicht mehr gehört. Der Topdog war immer vernünftig, hinter ihm standen die gesellschaftlichen Instanzen, Vater, Mutter, Staat und Kirche. Oder die Universität. Der Underdog dagegen verkörperte die Bedürfnisse und Wünsche, die Lust und die Leidenschaft. Ronstein sah zwar ein, daß an Topdog und Underdog etwas dran war, aber er fand die modisch-amerikanische Ausdrucksweise, deren sich Schmidt-Heising gern bediente, peinlich und affig. Topdog und Underdog erinnerten einfach zu sehr an Hotdog und Underberg, als daß man sie hätte ernst nehmen können.

»Wenn Sie dem Topdog zuviel Platz einräumen«, fuhr Schmidt-Heising fort, »dann töten Sie das Leben in sich ab. Doch das Leben rächt sich. «

»Klingt nach Arbeit«, sagte Ronstein. »Und nach einem langen Weg.« Und nach vielen blauen Scheinen bar auf den Tisch.

»Genauso ist es«, sagte Schmidt-Heising. »Aber wir sind noch nicht fertig. Da wäre noch eine Frage: Was hat es Ihrer Meinung nach zu bedeuten, daß Sie sich gerade jetzt in diese Simone verliebt haben.«

»Gerade jetzt?« sagte Ronstein. »Wieso >gerade jetzt<? «

»Das ist genau meine Frage.«

»Das klingt ja gerade so, als könnte man sich den Zeitpunkt dafür aussuchen.«

»Halten Sie ihn denn für zufällig? «

Ja, dachte Ronstein, aber das darf ich nicht sagen, denn es gibt ja keine Zufälle, wenigstens nicht in diesem Raum, nicht bei diesem Licht. »Ich hab doch gar nicht gewußt, daß ich Simone treffen würde. Ich hatte mich mit Öko-Ekki – Eckard Baumann – verabredet, und der

hatte dann Simone mit dabei und – klar, mit Beate ist es eben nicht mehr wie im ersten Jahr, das kann man nach so vielen Jahren wohl auch nicht mehr verlangen. Ich könnte sogar mit Simone zusammenarbeiten, wenn ich wollte. Ich könnte die ganze Uni sausen lassen und Leiter einer Bildungsstätte werden! Ja, das wäre vielleicht die Alternative. Eine neue Frau, ein neues Leben, raus aus dem Trott, ein neuer Job – warum schauen Sie mich so an? «

»Sie glauben sich doch selbst kein Wort. Und – «, Schmidt-Heising schaute auf die sehr große, runde, psychedelisch-bunte Uhr, die über der Schiebetür zum Nebenzimmer hing, »wir haben nicht mehr allzuviel Zeit, deswegen will ich Ihnen ausnahmsweise mal die Arbeit abnehmen und sagen, was ich vermute: Daß Sie sich gerade jetzt verliebt haben, ist eine Übersprungshandlung, wie man bei Tieren sagen würde. Der Vogel Strauß steckt, wenn er nicht mehr weiter weiß, den Kopf in den Sand – Sie stecken ihn in den Schoß einer Frau. Oder wenn nicht den Kopf, dann eben etwas anderes. Oder beides, was weiß ich.«

Du bist ein arrogantes Arschloch, dachte Ronstein, und das weißt du ganz genau. Aber das Schlimme war, daß das arrogante Arschloch recht hatte. Simone war nett, hübsch, begehrenswert, intelligent und hatte sogar sein Buch gelesen, aber ganz sicher hätte er sich vor zwei Jahren, als er noch wie ein Packesel für seine Habilitation geschuftet hatte, nicht in sie verliebt, und wenn sie tausend Schleiertänze vor ihm aufgeführt hätte. Damals war einfach nicht die Zeit dazu gewesen. Andererseits – was besagte das schon? Jetzt war er in sie verliebt, und das war nun mal nicht aus der Welt zu schaffen!

»Wissen Sie, was Ihr Problem ist? « Schmidt-Heising schlug die Beine übereinander, suchte auf dem oberen Hosenbein nach einem imaginären Stäubchen und entfernte es mit einem lässigen Schnipser. »Ihr Problem ist: Sie wollen eine sichere, vertrauensvolle Beziehung zu Beate, die Ihnen bei Ihren Karriereplänen den Rücken freihält und Sie auch noch in finanzieller Hinsicht absichert, aber zugleich ärgert oder kränkt es Sie, von ihr abhängig zu sein. Und dafür rächen Sie sich, indem Sie sich ein bißchen verlieben. Aber Beate verlassen und zu Simone gehen wollen Sie auch nicht, da müßten Sie ja Ihre Sicherheit aufgeben und sich ganz auf das Abenteuer einlassen. Sie aber wollen beides, Sicherheit und Abenteuer. Sie wollen die Professur und den sicheren Beamtenstatus, wer wollte Ihnen das verübeln – aber zugleich sehnen Sie sich nach schöpferischer Freiheit und Unabhängigkeit. Nur können Sie diese Wünsche nicht zulassen, weil Sie ja dann die akademische Laufbahn aufgeben müßten. Wenigstens denken Sie, daß Sie das müßten. Andererseits aber drohen Sie bei dem Gedanken an Chemnitz zu ersticken. Wenn Chemnitz eine Frau wäre, würde ich sagen, Sie haben Bindungsangst. Aber Chemnitz ist nur irgendeine Stadt mit irgendeiner Universität, die ganz zufällig im Osten liegt, in einem sogenannten neuen Bundesland. Ist Ihnen eigentlich klar, daß Sie ein Wendegewinnler sind? Daß Sie den Ruf nach Chemnitz nur bekommen haben, weil Ihre Ostkollegen scharenweise in die Wüste geschickt wurden? Die anderen machen Ihnen Platz, und anstatt sich zu bedanken, jammern Sie darüber, daß Sie nun Ihre Freiheit verlieren und Beamter werden sollen. Aber wenn Sie den Ruf nicht kriegen, wenn in dem Brief nun doch etwas anderes steht, dann werden Sie auch jammern, weil Sie ja nicht nur Freiheit wollen, sondern auch Sicherheit, Vagabund mit Pensionsberechtigung sozusagen. Ihr Problem, mein Lieber, ist: Sie wollen alles – und das nach Möglichkeit auch noch umsonst. Und das ist« – jetzt kommt's, dachte Ronstein, jetzt kommt er auf sein Lieblingsthema – »nicht nur ein individuelles Problem, das ist das Problem einer ganzen Generation! Unsere Eltern haben das Land in Schutt und Schuld hineingeritten und nach dem Krieg nichts anderes im Kopf gehabt als wiederaufzubauen, Stein auf Stein. Unsere älteren Geschwister, die sogenannte skeptische Generation, hat die Zähne zusammengebissen, die Ärmel aufgekrempt und mitgeholfen. Und dann kamen wir, die gehätschelte und verwöhnte >Wir wollen alles<- Generation. Genauso war es. Unsere Eltern haben fürs Fressen gesorgt, wir



haben die Sache mit der Moral besorgt. Aber fressen wollten wir natürlich auch, nach Möglichkeit italienisch, und eine schöne lange Ausbildung wollten wir und immer genug Bafög und irgendwie ins Blaue hinein studieren und immer unter dreißig bleiben und jede Nacht mit einer anderen vögeln und vorher und hinterher ein bißchen kiffen und vor allem das nicht entfremdete, allseitig entfaltete Individuum werden, morgens fischen, mittags jagen, abends einen Italo-Western sehen, und das klappte auch alles prima; denn vor das Erwachsenwerden hatte die Wirtschaft die Vollbeschäftigung gesetzt und der Staat das soziale Netz geknüpft, und wenn auch inzwischen so mancher zur inneren Einkehr gekommen ist und begriffen hat, was damals los war, so gibt es doch auch heute immer noch einige Unverbesserliche, die – «.

»Mindfucking«, sagte Ronstein. Er wunderte sich selbst, daß er den Mut dazu aufbrachte.

»Wie bitte? « »Ich bin nicht hergekommen, um mir Ihre Lieblingstirade anzuhören, ich hatte ein konkretes Problem.«

»Größenwahn«, sagte Schmidt-Heising, »das ist Ihr Problem. Und, falls Sie es nicht wissen: Der Gegenbegriff dazu heißt Bescheidenheit. Oder Demut, wie ein schönes, altes, leider in Vergessenheit geratenes Wort lautet. Und damit wären wir am Ende unserer Sitzung. Wenn Sie die hundertzwanzig Mark hier bitte auf den Tisch – «

»Hundertzwanzig? Bisher waren's immer hundert.«

»Tja«, sagte Schmidt-Heising ungerührt, »ich sagte ja, ich bin nicht billiger geworden.«

## Blues in B

Das ist sie«, sagte Ronstein und zeigte auf die Synagoge. »Die Kuppel können wir von hier aus nicht mehr sehen.«

Vor der Synagoge waren Absperrgitter aufgestellt, Hamburger Reiter. Ein uniformierter Polizist bewachte den Eingang. »Alles, was jüdisch ist, wird in dieser Stadt besonders geschützt. Nicht nur vor arabischen Terroristen, auch vor Neonazis und Skins.«

»Dummköpfe«, sagte Benski, »Verbrecherbande.«

Ronstein wußte, an wen er dabei dachte, aber er hatte keine Lust, noch einmal darauf einzugehen. Sie hatten schon den ganzen Weg vom Nikolaiviertel bis hierher darüber geredet. »Das ist das alte Postamt«, sagte er und zeigte auf einen gelben Backsteinbau. »Und hier, gleich um die Ecke, in der Hamburger Straße, war das Sammellager. Da haben die Nazis die Juden aus dem Scheunenviertel zum Abtransport zusammengepfercht. Hast du Stella gelesen? Nein? Die Geschichte spielt hier. Hier beginnt das Scheunenviertel. In wenigen Jahren wird dies eine Pracht- und Prunkmeile sein«, sagte Ronstein melancholisch. »Die Mitte Berlins. Reich und langweilig. Dann habt ihr gesiegt. Wie immer.«

»Wir? Wer ist wir? «

»Die Spekulanten, die Baulöwen, die Immobilienie - Leute wie du.«

»Tja, der Baulöwe ist der König der Steinwüste. Einer muß es ja sein.« Das klang auch ein bißchen menchologisch. So wie: Einer muß den Judas machen. Und der biblische Judas hatte sich um seine Rolle auch nicht gerade gerissen.

Ronstein führte Benski in das Haus gleich neben der Synagoge. Sie gingen ein paar Stufen hinauf, durch eine hohe Eingangstür und befanden sich unversehens in einem großen Bistro, das von einer Balustrade in verschiedene Raumabschnitte unterteilt wurde. »Das ist das Oren. Immer voll und alles kosher. Ich habe einen Tisch bestellt.«

Sie bekamen einen kleinen Tisch am Fenster und hatten einen hübschen Ausblick auf die Bordsteinschwalben, wie Benski sie nannte. Sie liefen alle in der gleichen Uniform herum: fleischfarbener Body, hohe Lackstiefel und enge Lackhöschen - zwar in verschiedenen Farben, aber doch schön einheitlich im Stil. Vermutlich hatten sie alle denselben Couturier. Und wahrscheinlich auch dieselbe Mafia von Zuhältern, die ihnen sagte, wie sie hier anzutreten und sich zu bewegen hatten.

Nachdem sie ihre Bestellung aufgegeben hatten, fing Benski wieder an, von seiner Ex-Frau und seinem Sohn zu reden. Er kriegte immer den Moralischen, wenn er bei ihnen gewesen war, jedes Jahr dasselbe. Seltsam, dachte Ronstein, während Benski zum soundsovielten Male beteuerte, irgendwo liebe er seine »Ex« immer noch, aber die Frage habe eben damals geheißt, entweder Karriere oder diese Frau, die von ihm verlangte, daß er nur halbtags arbeitete, um sich gleichberechtigt um das Kind zu kümmern! Da hätte er doch gar nicht anders gekonnt, als mit seinem Deux-Chevaux nach München abzujuckeln und den Job als Wirtschaftsprüferassistent anzunehmen. Seltsam, daß wir immer noch befreundet sind. Der kritische Akademiker und der Immobilienhai. Wenn ich von heute aus zurückschäue, dann war schon damals alles klar, auch wenn wir es noch nicht wußten. Oder wollten wir es nur nicht wissen? Damals - das war zu ihrer Schulzeit auf dem Gymnasium. Sie hatten zusammen in einer Rockband gespielt, Ronstein Gitarre, Benski Baß, und hatten auch eine Zeitlang gemeinsam die Schülerzeitung herausgegeben. Ronstein als Chefredakteur, Benski als Chef vom Dienst, zuständig für alles Praktische, vor allem das Finanzielle. Kaum war er dabei, trug sich die Zeitung selbst und machte sogar Gewinne! Benski hatte seinen Konfirmationsanzug angezogen, sich eine Krawatte umgebunden und den Geschäftsleuten der Stadt ein Geschäft vorgeschlagen: Eine Anzeige in der Schülerzeitung. - Eine Anzeige? - Ja, sicher! Wissen Sie denn nicht, wie viele Eltern Die Lupe lesen? - Nun... - Und was das für eine Zielgruppe ist? - Es sind wahrscheinlich nicht gerade die Ärmsten, die ihre Kinder aufs Gymnasium schicken. - Sehen Sie! Und, im Vertrauen, vom Pelz-Krüger haben wir schon eine Anzeige über dreihundert Mark! - Dreihundert Mark? Vom Pelz-Krüger? Ja, so! Da werden wir wohl auch eine Anzeige über dreihundert Mark... - So hatte Benski es gemacht. Und dabei waren seine Eltern die ärmsten von allen. Der Vater Arbeiter in einer Linoleumfabrik. Die Wohnung eine Werkswohnung. Zweieinhalb Zimmer für Mutter, Vater und fünf Kinder! Die Mutter sorgte dafür, daß es immer nach Kohl und Waschpulver roch. Benski wollte raus aus dem Armeleutegeruch, mit aller Kraft, das Gymnasium war seine einzige Chance, das wußte er. Schon damals lief er auch alltags mit Jackett, Krawatte und sauber gescheitelten Haaren herum. Und das als Sechzehnjähriger!

Und er, Ronstein? Er war ein Traumtänzer gewesen, ein Utopist, ein Spinner. Weihnachten 1967 war er zu seiner Großmutter nach Berlin gefahren und rein zufällig (gut, es gibt keine Zufälle, würde Schmidt-Heising sagen) in die Weihnachtspredigt der Apo in der Gedächtniskirche geraten. Liebe Protestanten! Ihr habt vergessen zu protestieren. Während in Vietnam Kinder in Gelee verwandelt werden, habt ihr Brezeln gefressen und die Bild-Zeitung geschluckt und das Vaterunser gekotzt... Interessant, dachte Ronstein und notierte sich den

Text. Warum nicht mal einen Artikel über die Apo in der Lupe bringen? Bald darauf fuhr er zu einer Veranstaltung des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes, einer Informationsveranstaltung für Schülerzeitungsredakteure, und zwar nach Himmelreich, ja, ausgerechnet in ein Nest mit diesem Namen. Dort machte ein langhaariger Student sie mit den Worten des Vorsitzenden Mao bekannt. Kulturrevolution! Die Schüler als revolutionäre Avantgarde! Ronstein fühlte sich so geschmeichelt, als hätte der Große Vorsitzende ihn persönlich erwählt. Er fuhr von Himmelreich nach Bietigheim und begann sofort mit den Vorarbeiten für die nächste Nummer. Er schrieb einen, wie er fand, sachlich neutralen Bericht über die Weihnachtspredigt in Berlin, berichtete leidenschaftslos über die Thesen des SDS-Studenten und brachte - das war dann schon so etwas wie eine Stellungnahme und ein Parteieregreifen - ein ganzseitiges Photo von einem verstümmelten Vietcong. Darüber das Motto einer Springer-Zeitung: Seid nett zueinander! Das war ein bißchen provokativ, zugegeben, aber den Aufruhr, den es um diese Ausgabe der Lupe geben würde, hatte Ronstein nicht vorausgesehen. Aber Benski, Benski hatte ihn sogar gewarnt. Das sei nichts für ihre Anzeigenkunden, hatte er gesagt, aber Ronstein hatte alle Warnungen in den Wind geschlagen. Sollte er sich von den Anzeigenkunden korrumpieren lassen? Außerdem war doch alles sauber recherchiert und objektiv berichtet. Von Berlin bis Himmelreich. Na schön, hatte ski gesagt, ich bin nur Chef vom Dienst, der Inhalt .deine Sache. Und so hatte er sich auch verhalten, als ganze Redaktion zum Direktor zitiert wurde. Ronstein kriegte das consilium abeundi, Benski sagte, er sei Chef vom Dienst und blieb ungeschoren.

Trotzdem waren sie Freunde geblieben, jeder mit einer verqueren Zuneigung für den anderen. Ronstein nannte Benski einen Aufsteiger, Moneymaker, Karrieen, und Benski sagte, du bist eben ein Exot, ein Spinner, ein unverbesserlicher Traumtänzer, aber solche Vögel wie dich muß es auch geben.

Auch Benski hatte sich während des Studiums in den Kreisen der Linken herumgetrieben, und wenn es tatsächlich zu einer Revolution gekommen wäre, dann hätte man wahrscheinlich auch Leute wie Benski gebraucht, nicht nur redenschwingende Theoretiker wie Ronstein. Auch in dieser Zeit und in dieser Szene war Benski stets mit Anzug und Schlips herumgelaufen, was ihm gelegentlich den Verdacht einbrachte, er sei Spitzel des Verfassungsschutzes. Sowie er sein Diplom hatte, war er von einem Tag auf den anderen verschwunden. Ab nach München! Dort hatte er wenigstens keine Freunde und Genossen, die gegen das Geldverdienen polemisierten und jeden verdammtten, der einen normalen Beruf hatte. Benski machte im Nu Karriere: Erst Wirtschaftsprüfer, dann Baulöwe oder Immobilienhai oder wie immer man diese Spezies nannte, deren Haupteigenschaft war, alles, was sie anpackte, in Gold zu verwandeln.

»Hier, schau mal.« Benski hatte aus seiner Brieftasche ein Photo herausgeholt. Es zeigte einen schlaksigen jungen Mann mit brauner Lederjacke, stoppelkurzen Haaren und einer Himmelfahrtsnase.

»Das ist Berno? « Benskis Sohn. Ronstein hatte ihn seit Jahren nicht gesehen. »Das letzte Mal war er noch ein richtiger kleiner Junge, vielleicht elf oder zwölf. Höchstens zwölf. So sieht der also jetzt aus. Naja. Ich hätte ihn nicht wiedererkannt, wenn ich ihm auf der Straße begegnet wäre. Weißt du noch, wie wir mit ihm im Zoo gewesen sind, und hinterher wollte er unbedingt einen Hamburger essen -.«

»Und du hast deine ganze ideologische Platte gegen Fast-Food abgedudelt. Er hat Hunger und will was essen, und du machst ihm ein schlechtes Gewissen wegen der Wälder und der Indios

und des Verpackungsmülls, und weil die Rinder unsere Atmosphäre vollfurzen, und weißt du noch, was er gesagt hat? «

»Das war ihm alles egal, er wollte einen Hamburger Royal mit Käse, ne große Tüte Pommes und ne Coca Cola. Und du hast ihn dabei auch noch unterstützt. Das nenne ich ne verantwortungsvolle Erziehung.«

»Hast du Kinder? «

»Der Kelch ist an mir vorbeigegangen.«

»Denn red nicht so altklug daher. Aber was du ihm mal beibringen könntest, das wäre, daß er jetzt an seine Zukunft denken muß. Die Weichen werden jetzt gestellt, gleich nach dem Abitur, und wer das nicht begreift, fällt durch den Rost. Das habe ich ihm tausendmal gesagt, aber er hört ja nicht auf mich.«

»Und warum sollte er dann auf mich hören? «

»Stimmt. Weiß ich auch nicht. Aber ich versteh's trotzdem nicht. Ich biete ihm alle Möglichkeiten, und er greift nicht zu.«

Berno hatte offenbar keine Lust, sich einen Schlips umzubinden und so zu werden wie sein Alter. Statt dessen trieb er sich mit einer Gruppe von Skins herum und machte Dummheiten.

Erst wirft er mir vor, daß ich ein Achtundsechziger und dann schreit er mich an, ich hätte meine Ideale verraten. Ja, was denn nun? Hü oder hott? «

Ich verstehe gar nicht, daß du dir so viele Gedanken ihn machst, du hattest doch im Grunde nie etwas ihm tun.«

Er ist mein Sohn! Mein einziges Kind! Ich habe immer gedacht, er tritt mal in meine Fußstapfen.«

Endlich mal einer, der nicht darauf versessen ist, unsere Städte zu ruinieren.«

Das liegt doch nicht an mir, was mit unseren Städten geschieht! An mir doch nicht! Ich wähle sogar die Grünen damit sie Leuten wie mir das Handwerk legen! Nein, wenn du andere Häuser haben willst, dann mußt du eine andere Baupolitik machen. Ich bin Unternehmer, muß darauf achten, daß das, was ich mache, auch Gewinn bringt. Wenn ich andere Rahmenbedingungen und sich das ökologisch selbstversorgende Haus rentiert, dann baue ich dir das ökologisch selbstversorgende Haus, ist doch klar! Ich würde es sogar jetzt machen, mit Blick auf die Zukunft, obwohl es im Augenblick noch ein Zuschußgeschäft wäre. Ist doch Quatsch, was für einen Kult ihr hier mit eurem Stadtschloß treibt, warum nicht mal was anderes, was Hypermodernes, mitten in der Stadt? Holz, Acryl, Pflanzen, Wasserfälle! Und das als - was weiß ich? - Zentrum Begegnung für Wissenschaftler, Unternehmer, Politiker und Spinner aller Arten, so wie du einer bist! The in Center of Ichweißnichtwas. The Club of Berlin! Irgendsowas! Das würde ich dir bauen, heute noch! «

Was ist denn bloß in dich gefahren? Hast du ein Beugenserlebnis gehabt? Senski - Benski? «

»Ich war nie anders. Ich wollte reich werden. Jetzt bin ich es. Und irgend etwas muß ich mit dem Geld ja machen, meinst nicht? «

»Trotzdem komisch, daß auf einmal alle Leute Begegnungsstätten bauen wollen.«

»Wieso alle? «

Ronstein erzählte ihm von Öko-Ekki.

»Den Mann muß ich kennenlernen«, sagte Benski. »Und soll ich dir was sagen? Ich habe sowieso vor, mich wieder mehr auf Berlin zu konzentrieren. Ich kann nur im Augenblick noch nicht aus München weg. Ich bräuchte hier jemand als, wie soll ich sagen, Statthalter oder Stellvertreter. Ich hätte sogar Berno die Chance gegeben, obwohl er noch ein grüner Junge ist, aber jetzt frage ich mich, ob du nicht Lust hättest -. «

»Nein! « sagte Ronstein, »tu mir einen Gefallen und biete mir nicht auch noch einen Job an. Ich bin bis zu meinem Fünfundsechzigsten ausgebucht.«

»Seit wann? «

»Seit gestern.«

»Womit? «

»Mit einer Professur.«

»Wo? «

»In Chemnitz.«

»Karl-Marx-Stadt? «

»Chemnitz.«

»Davon hast du mir noch nie was erzählt.«

»Ich hatte es mir für später aufgehoben.«

»Du willst in Karl-Marx-Stadt versauern? «

»In Chemnitz.«

»Klingt auch nicht besser.«

»Es ist meine letzte Chance.«

»Wofür?«

»Ach, komm, Benski, ich hab mich nach Hamburg beworben, nach Freiburg, Marburg, Tübingen, München, Berlin -, aber es sollte eben Chemnitz sein. Kismet, »Ein Leben in Karl-Marx-Stadt! «

Vielleicht krieg ich ja noch einen Ruf woandershin.«

»War es das, was du immer gewollt hast? «

Ich weiß nicht, was ich immer gewollt habe, aber was ich gemacht habe, ist darauf hinausgelaufen. Man kann nicht alles haben. Irgendwann muß man erwachsen werden und sich von seinem Größenwahn verabschieden. Jedenfalls fahre ich am Montag hin und unterschreibe.«

Benski faltete die Hände, richtete seinen Blick gegen unschuldig weiße Decke des Saales und sagte: »Und wenn ich einmal groß bin, lieber Gott, dann laß mich , bitte, Professor in Karl-Marx-Stadt werden.«

»Komm«, sagte Ronstein, »laß uns bitte, bitte gehen. «

Aber damit war der Abend noch nicht zu Ende. So leicht ließ Benski einen nicht davonkommen. Wenn er schon mal auf dem Nostalgetrip in Berlin war, dann wollte er auch richtig um die Häuser ziehen. Und Ronstein hatte es noch nie geschafft, sich Benskis vereinnahmender Art zu entziehen. Außerdem war das Programm heute einigermaßen überschaubar, falls Benski nicht nachts um eins noch einfallen ließ, in den Diener zu gehen. Sie wollten nur noch eben in den Franz-Club.

Ein Taxi zu bekommen, war auf der Oranienburger Straße kein Problem. Wo Nutten sind, da sind auch Taxis.

»Zum Franz-Club.«

»Schönhauser Allee, jawohl.«

»Ist mir scheißegal, wo es ist, fahren Sie einfach hin.« Wenn Benski getrunken hatte, wurde er großspurig und behandelte die Leute von oben herab. Ronstein kannte das und schämte sich jedesmal aufs Neue dafür. Er wußte natürlich, daß es nicht so gemeint war, aber er konnte ja nicht zum Taxifahrer sagen, hören Sie zu, mein Freund hier hat es nun mal nötig, der hat sich nämlich aus kleinsten Linoleumfabrikarbeitsverhältnissen hochgearbeitet und muß sich nun bis an sein Lebensende Tag für Tag beweisen, daß er es geschafft hat. Und dazu braucht er die kleinen Leute oder solche, die er dafür hält, um ihnen zu zeigen, daß sie es immer noch sind und er nicht mehr. »Guck dir das an«, rief Benski, als sie über Kopfsteinpflaster und Straßenbahnschienen holpterten, »guck dir das an! Alles Schrott.« Er meinte die Häuser, die Straßen und wahrscheinlich noch die Straßenbäume. »Die haben vierzig Jahre nur von der Substanz gelebt, vierzig Jahre! Und jetzt schimpfen sie auf die Treuhand und wählen PDS! Als ob es die Treuhand gewesen wäre, die das Land heruntergewirtschaftet hat! Wir pumpen hier die Milliarden rein und müssen uns dafür von denen auch noch das Gejammer anhören. Die wissen doch gar nicht, was es heißt, die Ärmel hochzukrempeln und zu arbeiten. Die wollen doch nur versorgt sein, für nix! Das RundumSorglos-Paket zum Nulltarif! Ja, woher denn!«

»Da wären wir«, sagte der Taxifahrer und fuhr rechts ran.

»Was macht das? « fragte Benski.

»Nix.«

»Ja, wie? «

»Nulltarif. «

»Hier ist doch gar nicht der Franz-Club! « sagte Ronstein.

»Nee, aber Endstation. Und wenn Sie jetzt bitte aussteigen würden, ich muß noch arbeiten.«

»Moment mal - ! « Benski protestierte und brabbelte s von »Taxiinnung« und »P-Schein verlieren«, aber der Fahrer blieb eisern, und Ronstein bewunderte ihn für.

Der Franz-Club befand sich im Gebäude einer ehemaligen Brauerei. Jeden Tag fand hier ein Live-Konzert statt. Dreihundertfünfundsechzig im Jahr, von Ginger Baker über Chris Farlowe bis Eric Burdon konnte man hier die angejahrten Rock- und Blues-Größen erleben. die Jahre gekommen war auch das Publikum. Mit Jeans, Bart und Mähne oder Halbglatze traf sich hier die Generation, die niemals dreißig wurde, und man wußte nicht, war sie nun verzaubert oder verflucht. Ronstein fühlte beides, als er die Eingangskontrolle hinter sich hatte und sein erstes Bier in der Hand hielt.

Kaum hatten sie an einem Bistrotisch Platz gefunden, standen die Blues-Brothers auf der Bühne, ein Gitarrist und Sänger und ein begnadeter Blues-Harp-Virtuose. Die Fans, die schon vor der Pause hiergewesen waren, jubelten. Und tatsächlich sprang der Funke sofort auf Ronstein und Benski über. »Weißt du noch? « schrie Benski und prostete Ronstein zu. Ja, Ronstein wußte noch. Die alten Zeiten. Damals, die Band. Ronstein Gitarre, Benski Baß. Beinahe wären sie die Beatles geworden.

Auf einmal geschah etwas, das Ronstein beinahe die Tränen in die Augen trieb: Der Sänger machte eine kurze Zwischenansage. Dies sei sein letzter Abend, sagte er. Er sei ein bißchen traurig, daß er weiter müsse, denn er habe sich in dieser Stadt sehr wohl gefühlt. Die übliche Schmeichelei, dachte Ronstein, und das war es vielleicht auch. Er habe hier eine Frau kennengelernt, sagte der Sänger weiter, Angelina sei ihr Name, eine wash-acte Berlinerin, sie habe ihm diese herrliche Stadt gezeigt. Und zum Dank dafür habe er einen Blues geschrieben, den er einfach nur »Blues in B« genannt habe. B für Berlin und für die Tonart. Und dann fing er an zu singen, »I met a girl in Berlin town, her name was Angelina...« und so weiter, aber Ronstein konnte gar nicht richtig zuhören, weil ihn der Song direkt zurückversetzte nach Bietigheim zu den Bietigheim Blues Busters. Ronstein Gitarre, Benski Baß. Er selbst hatte damals auch mal einen Blues in B komponiert, was nichts Ungewöhnliches war, es gab tausende in dieser Tonart. Aber auch er hatte den Blues bei ihren Auftritten so angekündigt wie jetzt der Sänger, es sei nicht nur ein Blues in B, hatte er gesagt, sondern das B stünde auch noch - nein, natürlich nicht für Berlin - für Bietigheim. »Wie ging unser Blues noch«, fragte er Benski, als die Blues-Brothers wieder Pause machten. Nicht, weil er es nicht wußte, sondern um zu sehen, ob Benski sich noch an die alten Zeiten erinnerte.

Benski dachte nicht lange nach, sondern schnappte sich einen imaginären Baß, gab mit Fingern und »dum dum«-Tönen drei, vier Takte vor und fing an zu singen: »Oh, I hate this dump called Bietigheim - how can I get away from here - Oh Lord, I hate...« und so weiter, und so weiter. Und in diesem Moment wußte Ronstein, warum er den guten alten Benski jedes Jahr wiedertraf und mit ihm um die Häuser zog, obwohl der andere ein Karrierist und

Baulöwe war und er selbst ein spinnerter Sozialwissenschaftler, zwei Leute, die normalerweise kein Wort miteinander reden würden.

»Hallo.« Eine Hand legte sich auf Ronsteins Schulter.

»Renée? «

Renée Flaminger, die Filmproduzentin, für die Ronstein vor ein paar Jahren das Drehbuch geschrieben hatte. Sie war in Begleitung eines auffallend schönen, dunkelhaarigen jungen Mannes.

»Der liebe Ronny Ronstein. Was treibt denn dich hierher?«

»Nostalgie. Und dich? «

»Ich hab mal in ner Frauenband gespielt.«

»Und was macht der Film? «

»Grundsätzlich glänzend. Aber im Augenblick - Sag mal, schreibst du noch Drehbücher? Fürs Fernsehen oder so? «

»Nein.«

»Warum nicht? Dein Buch damals war Spitze.«

»Hat aber keine Chance gehabt.«

»Das lag nicht am Buch. Ich kannte mich mit der Finanzierung einfach noch nicht aus. Du mußt die Leute in den Gremien kennen. FFA, BMI, Kuratorium - und so weiter. Sonst hast du keine Chance. In Deutschland wird nicht der gute Film gefördert, sondern der, der den Geistern in den Gremien gefällt. Und welcher vernünftige Mensch hat schon Lust, in einem Gremium zu hocken, in dem es um nichts anderes geht, als darum, schlechte Filme zu fördern? «

Die Argumentation hatte irgendwo einen Kurzschluß, aber Ronstein war nicht mehr nüchtern genug, um herauszufinden, wo.

»Was machst du gerade beruflich? «

»Ich werde Professor.«

»Nein! «

»Soziologie.«

»Nein! «

»In Chemnitz.«

»Ach, du grüne Scheiße! «



»Samstag gebe ich mein Abschiedsfest. Kleiner Kreis, großes Essen. Du bist eingeladen.«

»Kann ich jemand mitbringen? « fragte sie und hängte sich besitzergreifend bei dem jungen Mann ein. Er sah wirklich unverschämt gut aus.

»Wenn er Lust hat, den Abend mit lauter alten Männern zu verbringen.«

»Er kommt ja nicht deinetwegen. Er kommt meinetwegen. Er ist ganz verrückt nach mir, stimmt's? «

Der junge Mann nickte. »Dann seid ihr beide eingeladen«, sagte Ronstein.

»Ich bin aber ganz und gar nicht dafür, daß du nach Chemnitz gehst.«

»Ich auch nicht«, sagte Benski.

»Wer ist das? «

»Gerhard Benski, alter Freund von mir. Renée Flaminger, Filmproduzentin.«

»Sind Sie auch Professor?«

»Gott bewahre! «

»Und was machen Sie? «

»Immobilienbranche. «

»Das ist immer gut. Haben Sie was für Film übrig? «

»Ob ich Filme mag, oder ob ich Geld dafür übrig habe?«

»Beides.«

»Das erste ja, das zweite nein.«

»Okay«, sagte Renée, »dann rede ich jetzt mit ihm weiter. Hör zu, Ronstein, glaubst du an Zufälle? «

»Es gibt keine Zufälle«, sagte Ronstein.

»Das ist genau das, was ich auch denke. Und der Zufall, den es nicht gibt, will, daß ich gerade einen Drehbuchautor suche. Für einen Film, der hier in Berlin spielt. Gewalt der Rechtsradikalen heute, Gewalt der Achtundsechziger damals. Zwei Generationen, Väter und Söhne. Und die alten Achtundsechziger müssen leider abtreten. When I get older, loosing my hair... It's all over now, Baby Blue... And the times, they are a-changin... Bye, bye, blackbird, verstehst du? Arbeitstitel: Berlin-Blues. Das wäre genau dein Ding. Und der Zufall will, daß ich heute ausgerechnet dich treffe. Den guten alten Ronny Ronstein. Jahrelang nicht gesehen, jahrelang nichts voneinander gehört, und auf einmal: Bingo! Du bist mein neuer Autor, Ronstein, gratuliere.«

»Danke, aber ich muß nach Chemnitz.«

»Wußten Sie schon, das ist der Sonderzug nach : Chemnitz«, sang Benski im Lindenberg-Ton und spielte dazu wieder seinen Luftbaß. Alle schauten sich nach ihm um, weil er ein glänzender Lindenberg-Imitator war, besser als das Original.

»Ich muß weiter«, sagte Renée. »Wir haben noch ne Verabredung. Aber ich sag dir noch, was drin ist: Hunderttausend. Davon fünfzig vorab. Hier ist meine Visitenkarte. Überleg's dir. Und wenn du morgen zufällig nichts Besseres zu tun hast, dann kommst du einfach in mein Büro, und wir unterschreiben den Vertrag.« Hunderttausend, dachte Ronstein, während er Renée mit ihrem schönen, jungen Freund im Arm davonrauschen sah, hunderttausend! Aber bevor er noch dazu kam, dem Gedanken an so viel Geld und an eine so verlockende Arbeit nachzuhängen, fuhr eine Stimme dazwischen, die streng sagte, schlag dir das aus dem Kopf, mein Junge, es ist zu spät. Und wenn man genau hinhörte, war es nicht nur eine Stimme, sondern ein richtiger kleiner Familienchor.

## Gebeizte Lammnüsschen

Winterfeldtstraße, Altbau, Jugendstil, zweiter Stock. Ganz schönes Treppenhaus übrigens, breite Treppe, bunte Fenster, das könnte man durchaus mal für ein paar Einstellungen gebrauchen. Hab's mir sofort in mein Büchlein notiert.

Ronstein öffnete die Tür. Er sah genauso aus wie ein paar Tage zuvor im Franz-Club. Blue Jeans, dunkelblaues Cashmere-Jackett, kariertes Hemd, das blonde Haar in die Stirn gekämmt, und hinter der Goldrandbrille ein Paar treuherzige Augen. Wüßte ich nicht, daß er Professor ist, hätte ich gedacht, Pfarrer. Oder Lehrer. Auf Drehbuchautor wäre ich nicht gekommen. Ich war ja auch dagegen, daß Renée ihn mit der Sache beauftragen wollte. Er übrigens auch. Aber Renée läßt nicht locker. Wenn die sich etwas in den Kopf gesetzt hat, dann beißt sie sich richtig fest. Das Gemeine an der Geschichte war nur, daß es meine Idee war, den Film zu machen. Renée bestreitet das natürlich, weil sie grundsätzlich jede gute Idee für sich reklamiert, aber ich weiß genau, daß es meine war. Ich hatte auch schon einen Titel, Berlin-Blues. Es sollte ein Film über den Wandel der Stadt und zugleich eine Abschiedsvorstellung der Achtundsechziger werden, das war die Idee. Wir hatten bloß noch keinen richtigen Plot und waren auch noch uneins über die Figuren. Aber auf jeden Fall wollte ich das Drehbuch schreiben und nicht, daß irgend jemand anders damit beauftragt wird. Schon gar nicht so ein Theoretiker von der Uni! Und außerdem: Wenn ich das Buch schreibe, ist mir die Regie so gut wie sicher, wenn ein anderer die Sache übernimmt, hat Renée freie Hand. Aber das wollte sie wahrscheinlich. Sie wollte den Ring durch die Nase, an dem sie mich herumführt, nicht verlieren. Nur weiß ich nicht, warum sie das Buch unbedingt einem Amateur anbieten muß. Ist doch absurd! Ich konnte es zunächst gar nicht fassen und hab's für 'n Scherz gehalten und gefragt, ob sie es wirklich ernst meint, aber sie hat gesagt, ja.

»Glaub mir, der Mann ist als Wissenschaftler eine Fehlbesetzung, der sollte Drehbücher schreiben, da hat er was drauf.«

»Woher weißt du das? «

»Er hat mal eins für mich geschrieben.«

»Und was ist daraus geworden? «

»Nichts.«

»Muß 'n tolles Drehbuch gewesen sein.«

»Du irrst dich. Es war meine Schuld. Ich hab die Finanzierung verbockt.«

Ich konnte es nicht glauben.

»Ich war eben noch jung und unerfahren.«

Das konnte ich auch nicht glauben. »Und wenn dieser Ronstein das Schreiben inzwischen verlernt hat?«

»Unsinn. Sowas verlernt man nicht.« - Das ist genau der Punkt: Sowas verlernt man nicht. Bob Dylan verlernt nicht, »Forever Young« zu singen, Mick Jagger verlernt nicht, »Satisfaction« zu singen, und Herr Professor Dr. Wilfried Ronstein verlernt das Drehbuchschreiben nicht. Der echte Achtundsechziger ist so aufs Unter-Dreißig-Sein trainiert, daß unsereiner sich mit seinen Dreiunddreißig schon verkalkt vorkommt. Nur, daß diese ganze blöde Jugend und Protestbewegung selbst einen Bart von hier bis San Francisco hat, das hat sich offenbar noch nicht herumgesprochen!

Ich hatte überhaupt keine Lust, Renée zu diesem Essen zu begleiten, aber sie wollte unbedingt, daß ich mitkomme. Naja, ich kann ihr eben nichts abschlagen. Ich hab dann sogar noch die Blumen gekauft.

»Hier, halt mal.« Renée drückte mir die Gerbera in die Hand, damit sie beide Hände frei hatte, um ihren guten alten Ronny zu umarmen. Küßchen hier, Küßchen da - ich hasse diese ganze Umarmerei, und der gute alte Ronny sah auch nicht gerade glücklich dabei aus, aber Renée merkt sowas nicht, die geht darüber hinweg. Als sie ihn genug umarmt hatte, führte Ronstein uns durch einen geräumigen Flur mit versiegelten Holzdielen in ein riesiges Berliner Zimmer, Parkettfußboden, Stuckverzierungen und ein prächtiger Erker zur Winterfeldtstraße hin. Blöderweise war der halbe Raum ausgefüllt mit einem Ungetüm von Baum, wirklich ein Monster, das einen Haufen Licht verschlang, und Ronsteins Frau, die uns nun auch begrüßte, sagte, sie habe diesen Baum selbst großgezogen, »als ich ihn bekam, war er so klein«, und dabei hielt sie die Handfläche knapp einen Meter über den Boden. »Er ist mir buchstäblich über den Kopf gewachsen«, fügte sie hinzu und lachte, und ich dachte, sie hat bestimmt keine Kinder, sonst würde sie nicht so über einen Baum reden. Es war ein Feigenkaktus oder eine Birkenfeige, irgendwas mit Feige. Sie zeigte uns auch ein Orangenbäumchen, an dem tatsächlich eine winzige Orange hing, und behauptete, sie hätte das Ding aus einem Orangenkern gezüchtet, »ob Sie's glauben oder nicht«. Ich machte ein bewunderndes Gesicht (obwohl mich Pflanzen nur als Requisiten interessieren, und da sind künstliche oft besser) und sagte, »Sie haben offenbar einen goldenen Daumen«.

»Nein«, sagte sie, »einen grünen.«

»Naja«, sagte ich, »die Bauern, bei denen ich früher in den Ferien war, die sagten immer: He hätt een golden Dumen, bi dem wächst alles.«

»Es muß aber heißen Grüner Daumen, weil alles, was man anfaßt, grün wird und sprießt und blüht - und nicht golden und tot und unlebendig wie bei König Midas.«

Und dabei lächelte sie, und ich lächelte, und insgeheim dachte ich, das war das erste und letzte Wort, das ich mit dir gewechselt habe. Besserwisserei kann ich nicht ausstehen. Schon gar nicht bei Frauen.

Es standen noch ein paar andere Leute im Raum herum, die ich so nach und nach kennenlernte, aber zunächst mal kam ein kleiner, drahtiger Kerl mit etwas zu langen, auch schon angegrauten Haaren auf uns zu, hielt uns ein Tablett mit Gläsern vor die Nase und forderte uns auf, »ein Glas Prosecco« zu nehmen. Man trinkt ja heutzutage keinen Sekt mehr, man trinkt Prosecco.

»Zu unserer Zeit war's noch Asti Spumante«, sagte ein großer, massiger Mensch, den ich auch schon mal gesehen hatte, mit Ronstein im Franz-Club. Ziemliche Saufnase, das sah man auf den ersten Blick. Aber in so einen Schrank von gut einsachtundachtzig geht ja auch allerhand hinein. Er sah ein bißchen aus wie ein Boxer oder ein Chow-Chow.

»Was heißt >zu unserer Zeit<? «

»Sie wissen schon, was ich meine.«

»Und jetzt ist Ihre Zeit vorbei? «

»Sie sind aber ein Genauehmer.« Womit er natürlich recht hatte. Trotzdem ärgerte mich dieser quasi-mythologische Umgang mit der eigenen Vergangenheit. Unsere Zeit! Und dann auch noch stolz darauf! Als ob es ein besonderes Verdienst wäre, bei irgendeiner Geschichte dabeigewesen zu sein, bloß dabeigewesen! Gnade der Geburt zur rechten Stunde. Und unsereiner? Was ist unsere Zeit? Das Aids-Zeitalter? Der Zusammenbruch des Sozialismus? Michael Jackson und Lisa Marie Presley? Ziemliche Scheiße, wenn mit einer ganzen Generation nichts los ist, und du gehörst dazu.

»Benski«, sagte der Chow-Chow und hielt mir seine Pfote hin.

»Markus Dombrowski.«

»Und was machen Sie so? «

»Regie. Beim Film.«

»Assistent?«

Auch so eine Frage. Nur weil ich jung bin und passabel aussehe, glaubt jeder, ich könne nichts auf dem Kasten haben. Die Häßlichen werden Regisseure, die Schönen bleiben Assistenten. Und da niemand meinen Film Fahrradkuriere gesehen hat, obwohl alle »schon mal was von ihm gehört haben, ja, ja, ich glaube, jetzt erinnere ich mich«, muß ich jedem lang und breit erklären, daß es nicht bei diesem einen Film bleiben wird, daß wir den zweiten schon konzipiert haben, und während ich das sage, kraust so ein Benski seine Stirn, weil ihm auf einmal eine Frage einfällt, die er bedeutend findet: »Wir? Wer ist wir? «

»Naja, Renée Flaminger und ich.«

»Ach, Sie arbeiten zusammen? «

»Sie ist meine Produzentin.«

»Ach so - naja, sie ist auch ja wirklich eine attraktive Frau. Ja, verdammt. Und dabei ist sie doch mindestens schon - was meinen Sie, wie alt sie ist? «

»Achtundvierzig. «

»Was? Das hätte ich ja nie gedacht! Also dafür...«

So was muß ich mir immer wieder anhören. Und, tut mir leid, ich schaffe es nicht, offen dagegen anzugehen. Statt dessen stehe ich da und schäme mich, daß ich der fünfzehn Jahre jüngere Liebhaber einer Frau bin, die dafür noch verdammt gut aussieht. Und wechsele das Thema: »Haben Sie das Ding immer bei sich?« Er spielte nämlich dauernd mit einem Mercedesstern herum.

»Mein Talisman. Selbst gepflückt.« Und dabei lachte er satt und spitzbübisch zugleich. Und erzählte wieder von alten Tagen. Wie er mit seinem Ronny nachts Plakate an die Wände geklebt hat, »Heraus zum I. Mai und dieser Quatsch«, und hinterher hätten sie ein paar Bier bei Herta oder in der Dicken Wirtin gezischt und auf dem Nachhauseweg »aus Protest gegen die reichen Geldsäcke und Kapitalistenschweine« Mercedessterne gepflückt. »Und nie erwischt worden! Nicht ein einziges Mal! « Und dann, nach einer Pause: »Um ehrlich zu sein: Seit ich selbst Mercedes fahre - und das tu ich ja nun auch schon eine ganze Weile - ärgert es mich doch, wenn die Penner mir einfach so aus Vandalismus den Stern abbrechen. Bei uns hatte das Ganze ja noch einen Sinn, aber heute...«

Man kann mit diesen Leuten nicht reden. Irgendwie haben die alle einen Hau. Einerseits knallhart und karrieregeil wie jeder normale Mensch, und andererseits noch immer mit diesem sentimental-sozialistischen Touch, der natürlich stark nach Konservierungsmitteln riecht. Da waren zum Beispiel diese beiden Partyservice-Typen, der Drahtige, der den Prosecco herumgereicht hat (danach kam er noch mit Bruschetta an), und noch ein zweiter, der aussah wie ein Schneemann, runder Kopf, runder Bauch, runde Beine. Das war der Koch. Okay, ein Spitzenkoch, das gebe ich zu, die gebeizten Lammnübchen waren super, wirklich, ich schwärme ja sonst nicht vom Essen, aber diesmal, große Klasse - nur, müssen die beiden unbedingt mit uns am Tisch sitzen? Nicht, daß ich was dagegen hätte, von mir aus hätte Ronstein auch runtergehen und die Tütenfrau raufholen können, aber das ist doch alles demokratisches Getue, wenn man mal ehrlich ist. Die einen kochen und bedienen, die anderen lassen es sich schmecken - das wäre völlig normal. Aber ein alter Achtundsechziger läßt sich bedienen und verlangt dann obendrein noch von den Leuten, daß sie mit am Tisch sitzen und so tun, als gehörten sie dazu. Was hat denn der Immobilienhai mit dem Taxifahrer zu tun? Oder mit dem Partyservice Typen. Oder was sie nun waren. Dem Kugelrunden, also dem Koch, war es offensichtlich peinlich, mit am Tisch zu sitzen, der zog sich immer so schnell wie möglich in die Küche zurück, aber der andere fühlte sich kannibalisch wohl in seiner Haut und schwärmte unaufhörlich von den Weinen: »Adelmann, des is ein Wein, gell? Wie findest du den? Gut, ha? Der is was! Oder nicht? Doch, der is gut! Aber wart mal ab, bis später der Barolo, neunundachtziger Sandrone - des is, also, Granate sag ich dir, des knallt, ich schwör's! «. Sympathisch war eigentlich nur der Reiseleiter oder Reisebüromann, oder was er nun genau war. Groß, schlaksig, Schnauzbart, etwas zu lange Haare, ironische Augen. Organisiert Spezialführungen für Touristen, die was Besonderes von Berlin mitkriegen

wollen. Geschäftsmann ohne Schnörkel, steht dazu, macht sich nichts vor und labert nicht dauernd von alten Zeiten. Ronstein hat viel für ihn gearbeitet, die Besserwisser-Tussi (Beate) auch, und lustigerweise auch die Partyservice Typen, wovon die anderen aber gar nichts wußten. Gab ein großes Hallo, als sich herausstellte, wen Mister Insider Tours so alles auf der Honorarliste hatte. Besonders komisch war offenbar, daß ChowChow Benski ausgerechnet mit Beate Ronstein auf eine Architek-Tour geschickt worden war - und das, obwohl die beiden sich seit Jahren kennen! Der Mann hat offenbar das Talent, alle Welt für sich arbeiten zu lassen. Mir hat er auch sofort ein Angebot gemacht: »Regisseur? Da könnten Sie doch mal ne Film-Tour machen. Auf den Spuren der großen Stars. Der Umbau zu Babelsberg. Die Stadt als Kulisse der Zukunft. Längst vergessene Motive - lassen Sie sich mal was einfallen.«

Reichlich verspätet, wir saßen schon am Tisch und aßen Tagliatelle con Tartufi, kam noch so ein schräger Vogel, rotes Leinenjackett, helle Hose, glattrasiert, gescheitete Haare und - das war der absolute Hammer! - einem Handy in der Hand. Läßt es nicht im Auto oder draußen in der Garderobe, sondern setzt sich an den Tisch und legt es neben sich! Und die Gastgeber? Tun so, als wäre das normal. Ronstein und die Pflanzenfreundin schauten sich nur an und grinnten. Auch die anderen - kein Wort, als ob's normal gewesen wäre! Wenn's so weitergeht, sitzen wir bald alle so da. Links die Gabel und die Serviette, rechts das Messer und das Handy. Und telefonieren um die Wette. Das nennen wir dann Kommunikation. Ich war nahe daran, den Mann zur Rede zu stellen, aber, naja, einerseits Renée - und andererseits das Mädels, das er mitgebracht hatte, ich weiß auch nicht warum, aber sie hatte Ausstrahlung, wirklich wahr. Blond, nicht besonders groß, die Nase ein bißchen überproportioniert, sinnlicher Mund, lustige Augen. War vielleicht so Mitte Zwanzig, also, um es drastisch zu sagen, halb so alt wie Renée. Und wie's der Zufall wollte, kam sie neben mir zu sitzen, so daß ich gleich hübsch eingerahmt war, rechts Joan-Collinsmäßig Renée, links Madonnamäßig die Blonde. Ich mußte nur dauernd aufpassen, daß Renée nicht eifersüchtig wurde, oder sagen wir, nicht übermäßig eifersüchtig, ich hab natürlich sofort sowas gespürt, schon als der Handy-Mann und die Blonde durch die Tür kamen. Ich kenne dieses Zucken um die Mundwinkel bei ihr. Leicht hysterisch, würde ich sagen, aber ich würde es natürlich nicht laut sagen. Jedenfalls hab ich sofort gemerkt, wie so ein Ruck durch Renée ging, als die beiden in den Raum kamen, und vielleicht hat mich diese Reaktion überhaupt erst auf die Blonde aufmerksam gemacht. Ich bin ja gar nicht so hinter den Frauen her, wie Renée vermutet, meistens sind sie hinter mir her, und dafür kann ich nichts. Ich hab mich zunächst gar nicht mit der Blondin unterhalten, nur gerade so ein bißchen Baguette gereicht oder die Pfeffermühle, sie hat sich einen Haufen Pfeffer über die Tagliatelle gemahlen, worüber sich der Drahtige gleich aufgeregt hat, ich weiß nicht, ob im Ernst oder im Scherz, das wußte man bei dem nie so genau. Vielleicht hat er's auch nur als Vorwand benutzt, um sie anzumachen. Es war ja überhaupt so eine merkwürdige Stimmung im Raum, ich weiß, wenn ich irgendwo bin, immer sofort, zwischen welchen Figuren was abläuft. Ich sehe das praktisch wie durch die Kamera: Großaufnahme - Schnitt - Totale - Gegenschnitt - and so on, da macht mir niemand was vor. Zum Beispiel lief irgendetwas zwischen Ronsteins Frau und diesem Verrückten mit dem Handy. Er wollte was, sie war sich nicht ganz sicher, ob sie auch etwas von ihm wollte, aber sie hielt ihn sich warm. Oder zwischen Ronstein und Simone, so hieß die Blonde, naja, ich saß ja direkt neben ihr. Und Simone hatte auch was für mich übrig, das war keine Frage, Renées Mundwinkel sprachen Bände! Und die Pflanze war auch eifersüchtig. Einerseits hielt sie unseren Handyman in der Warteschleife, andererseits paßte sie auf, daß Ronstein ja nicht einen Blick zuviel riskierte. Ich mußte sehr sensibel steuern, weil ich Simone ein bißchen näher kennenlernen und es mir mit Renée nicht verderben wollte. Das dürfte man im Film natürlich alles nur unterschwellig zeigen, Kameraführung und Schnitt sind da das A und O, weil an der Oberfläche, im offiziellen Teil, natürlich was ganz anderes abläuft. Da ging es um das Essen, wie gut es schmeckte, und um die Weine - »der Barolo,

gell, des is eine Granate! « rief der Drahtige so oft, daß es schon zum running gag wurde - und außerdem ging es darum, daß Ronstein nun Professor in Chemnitz werden würde. Es war ja sein Abschiedessen. Das Blöde war nur, daß beinahe alle gegen diesen Abschied waren, ich habe überhaupt nicht begriffen, warum. Wieso sollte er nicht nach Chemnitz gehen und Professor werden, das ist doch ein anständiger Beruf! Aber nein, da hatte jeder seine eigene Meinung, und der arme Ronstein konnte sich vor lauter gutgemeinten Ratschlägen kaum retten. Er hat mir am Ende richtig leid getan. Renée wollte ihn immer noch ins Drehbuchfach hineinbugsieren (wo er nun wirklich nichts zu suchen hat), Handyman riß dauernd Beamtenwitze und phantasierte was von einem Schloß Soundso, ist an mir vorbeigegangen, was das sollte, die Pflanzenfreundin sagte, er solle doch hierbleiben und irgendetwas Kreatives machen, Geld würde sie jetzt doch genug verdienen, sie war, wie gesagt, Architektin und verdiente sich am Hauptstadt-Programm ne goldene oder meinetwegen auch ne grüne Nase, und der Immobilienfritze rief ab und zu »Ronny, Karl-Marx-Stadt is nichts für dich« und lachte laut, weil er das für komisch hielt. Mit dem Humor der Deutschen ist es so eine Sache. Letztlich ein Neandertaler-Humor: Entweder du lachst, oder du kriegst eins mit der Keule über den Kopf. So gegen Ende, als allen schon die Barolo-Granate zu Kopf gestiegen war, haben Ronstein und der Chow-Chow dann sogar noch Musik gemacht. Ronstein mit Gitarre, Doppel-Chow am Klavier. Irgendwas mit »Billigheim« haben sie gespielt, Blues in Billigheim, und am Ende hat Doppel-Chow frei drauflos improvisiert und immer gegröhlt: »Well, bye... bye bye, Ronstein, bye bye...«. Er wollte überhaupt nicht mehr aufhören mit seinem blöden »Bye bye« und irgendwelchen selbsterfundenen Phrasen wie »Ronny goes Chemnitz - we'll miss him so much - we all love him, yeah - does everybody love him, yeah«.

Mein Gott, wie lächerlich ist diese ganze Gruftie-Kultur! All diese Großväter, die kein Gespür dafür haben, daß sie besser abtreten sollten. Lächerlich! Nicht nur im Kleinen, auch im Großen, bei den sogenannten Stars! Bob Dylan, Mick Jagger, Paul McCartney, Udo Lindenberg - es ist doch peinlich, was ihr macht, hört auf damit, hört auf! Aber sie merken es nicht. Und warum? Weil Publikum und Kritiker genauso sind. Guck dir doch die Leute an, die in den Medien am Drücker sitzen. Okay, Barry Graves ist tot, Gott hab ihn selig, aber wie sieht's denn mit uns aus, Siegfried Schmidt-Joos? Immer noch der alte? Und als Leiter des Berliner Jazz-Festivals ersetzen wir mal eben den neunundneunzigjährigen George Gruntz durch den hundertjährigen Albert Mangelsdorff, das ist dann eine echte Verjüngungskur. Von der Literatur will ich nicht reden, davon verstehe ich nicht viel, ich sehe nur ab und zu das Literarische Quartett im Fernsehen, und wenn da hin und wieder mal als Gast - nur als Gast, versteht sich! - eine Frau unter fünfzig hereinschaut, dann geraten wir vor lauter Fassungslosigkeit über soviel Erotik gleich völlig aus dem Höschen. Leckt mich doch am Arsch! Was erwartet ihr denn von der deutschen Kultur, wenn eine Gerontokratie von Ex-Kommunisten darüber entscheidet, was gespielt wird! Bei uns, in der Filmbranche sind wenigstens die Regisseure jung, neuerdings jedenfalls - und schon wird's besser! Sönke Wortmann, Detlev Buck, Doris Dörrie und meine Wenigkeit. Aber guckt euch die Geister in den Gremien an, die über die Förderung entscheiden - Kuratorium, FFA, BMI - oder die Verleihfirmen, ja, hallo Jürgen Wohlrabe, Chef vom ausgerechnet »Jugendfilm-Verleih«, wie geht's denn immer so? Schon mal ans Abtreten gedacht? Wobei ich dem alten Knaben immerhin zugute halte, daß er kein Kommunist war. Und Renée gehört in dasselbe Raster, das fällt mir bloß normalerweise nicht mehr auf. Wenn man so eng zusammen ist, dann hat man nur noch Detailaufnahmen und vergißt die Totale. Aber wenn sie mich zu solch einem Veteranentreffen mitschleift, dann muß sie sich nicht wundern, daß mir auf einmal wieder einfällt, mit wem sie in der Sandkiste gespielt hat. Ich sitze nun mal auf der anderen Seite des Flusses, und ob man mich »Yuppie« oder »Neunundachtziger« oder einfach Markus Dombrowski nennt, das geht mir so am Arsch vorbei wie Boris Becker Michael Stich.

Hauptsache, man begreift, daß ich der Markus Dombrowski bin. - Naja, es ergab sich dann beinahe zwangsläufig, daß ich mit der Blondin ins Gespräch kam. Wir waren ja die Außenseiter in der Runde. Ich habe mir, als Renée mal draußen war, Adresse und Telefonnummer notiert, sie wohnt in der Grolmanstraße, gleich neben »Heckers Hotel«, in einem Haus, das den Rathenau-Erben gehört, und ich könne ja gelegentlich mal vorbeikommen und es mir anschauen. Der Hinterhof gebe bestimmt ein gutes Motiv ab. Backsteinarchitektur, unter Denkmalschutz, und eine riesige Kastanie in der Mitte. Ich denke, ich schau es mir mal an. Bin immer neugierig auf solche Motive, gerade jetzt, wo ich nach Drehorten für den »Berlin-Blues« suche. Aber zuerst muß ich sehen, daß ich das mit Renée wieder hinbiege.

Eigentlich war der Drahtige schuld. Er war so besoffen von seiner Granate, daß er völlig aus dem Ruder lief und irgendwann anfang, jeden in der Runde zu provozieren. Zum Immobilien-Chow-Chow: »In meinen Augen sind Sie ein Verbrecher, da nehme ich überhaupt kein Blatt vor den Mund.« - Zu Handyman: »Solche Leute wie Sie dürfte man auf keine Party lassen, wenigstens nicht, wenn es was Gutes zu essen gibt.« - Zu mir: »Der deutsche Film hat doch seit den Edgar-Wallace-Filmen nichts Gutes mehr hervorgebracht, hier herrscht doch nur noch die blanke Subventions-Abzocker-Mentalität! Sie sind wahrscheinlich auch so einer, das sieht man Ihnen doch schon an der Nasenspitze an.«

Okay, sein Problem. Das Blöde war nur, daß er es nicht lassen konnte, die Frauen anzubaggern, und zwar auf genau dieselbe Art, die er offenbar mit Charme verwechselte.

ER (zu Renée, den Anfang hatte ich nicht mitgekriegt): »Ich könnte ja mal bei Ihnen vorbeischaun und Ihnen zeigen, wie man echte Spätzle macht, und dann ein schönes Glas Rotwein - Moulin-A-Vent - und gemütlich! « SIE: »Wär nett, aber das ist mir zu gefährlich.«

ER: »Gefährlich, wieso? Ich bin ganz harmlos.«

SIE: »Da bin ich nicht so sicher.«

ER (lacht geschmeichelt): »Naja, aber Sie sind ja auch nicht gerade ungefährlich.«

SIE (kokett): »Ich glaube, aus dem Alter bin ich inzwischen raus.«

ER (kühn): »Von Alter kann man bei Ihnen doch gar nicht reden. Für mich sind Sie irgendwie - alterslos, ja. Des is doch des. Und außerdem habe ich eine Schwäche für etwas reifere Frauen, wenn sie gepflegt und sauber sind, und des alles.«

SIE (ohne sich von seinem Schwachsinn abschrecken zu lassen): »War das jetzt ein Kompliment? «

ER (delphisch-dunkel): »Des müssen Sie schon selbst entscheiden. «

SIE (endlich zur Vernunft zurückstrebend): »Ich hab ja gesagt, man muß sich bei Ihnen vorsehen. Aber tut mir leid, ich bin in festen Händen.«

ER (treuherzig): »Aber wie lange noch? Des ist doch die Frage. Ich meine, irgendwann, der Altersunterschied - des kann ja auf die Dauer nicht gutgehen, gell? «



Das war der Augenblick, in dem ich den Fehler machte, mich einzuschalten. Am liebsten hätte ich zu Renée gesagt, »komm, wir gehen«, aber wenn ich das sage, geht sie gerade nicht, das weiß ich, sie muß ja immer ihren Kopf durchsetzen. Also bin ich auf der Scherzebene eingestiegen und habe gesagt: »Wissen Sie eigentlich, woher Sie ihre Prognosen nehmen? Aus der Vorstellungswelt des neunzehnten Jahrhunderts. Wir leben aber, falls Sie das noch nicht gemerkt haben sollten, an der Schwelle zum einundzwanzigsten.«

ER: »Des spielt doch hier gar keine Rolle, in was für einem Jahrhundert - ich hab doch Augen im Kopf.«

ICH (schlagfertig): »Ja, ziemlich glasige.«

ER (dämmlich): »Des lassen Sie mal meine Sorge sein, ich kann schon auf mich aufpassen, was man von Ihnen net grad sagen kann. Ich mein, wie Sie die Blonde angemacht haben, da weiß man doch, wo der Hase herkommt. (Und zu Renée:) Das sieht doch hier jeder, daß dieser Lackel Sie quasi nur ausnutzt, wahrscheinlich wegen seiner Karriere, weil Sie die Produzentin sind und er nur ein popeliger Regisseur, der gerade mal einen einzigen Film gemacht hat. Wie hat er geheißt, Fahrraddiebe? Nie was davon gehört. Und deswegen spielt er bei Ihnen den Gigolo, obwohl er schon längst nicht mehr scharf auf Sie ist.«

Okay, das war, was er gesagt hat, das Schlimme war nur, daß er damit bei Renée voll in die Kerbe gehauen hat. Der Unterschied zwischen dem neunzehnten und dem einundzwanzigsten Jahrhundert ist eben doch nur der, daß die entsprechende Kerbe im neunzehnten schon bei einer Fünfundzwanzigjährigen dagewesen wäre. Jedenfalls war Renée tief getroffen. Aber anstatt ganz schnell mit mir zu verduften, mußte sie die Sache unbedingt noch auf die Spitze treiben. »Stimmt das«, sagte sie ganz leise, weil alle inzwischen ganz still waren, »stimmt das, Markus, daß du nicht mehr scharf auf mich bist? «

Ich weiß nicht, was sie von mir erwartete. Sollte ich am Ende einer total entgleisten Abschiedsparty vor allen Leuten - und auch noch vor Simone! - zu ihr sagen: Doch, aber ja bin ich scharf auf dich! Und wie! Komm, laß es uns am besten gleich hier auf dem Ledersofa treiben? Ich halte sowieso nicht viel von Lippenbekenntnissen, schon gar nicht, wenn man dazu genötigt wird.

»Was fragst du mich«, hab ich gesagt, »frag doch unseren Barolo-Propheten, der weiß doch sowieso alles besser.«

Aber Renée hatte sich so auf ihre Gretchenfrage kapriziert, daß sie nicht mehr davon herunterkam. Und ich glaube, es war das - nicht die Wahrheit, sondern dieser Druck, unter den sie mich gesetzt hat -, was mich aus der Haut fahren ließ. Dieser Dickkopf, diese Halsstarrigkeit, diese Weigerung, vom einmal eingeschlagenen Weg abzugehen! Ich kenne das genau bei ihr. Es geht mir schon lange auf den Sender, daß ich immer nur das tun muß, was sie sagt, aber ich bin nun mal dummerweise in diese Rolle hineingerutscht. Am Anfang, weil ich einfach alles, was sie sagte oder tat, so toll fand, daß ich gar nicht auf die Idee gekommen wäre, ihr zu widersprechen, und später, ja, ich weiß nicht, aus Gewohnheit? Man muß verdammt aufpassen! Schon bei der ersten Begegnung. Du denkst, du probierst nur etwas aus, du denkst, du spielst nur den galanten, gehorsamen, ein bißchen gigoloartigen Lover - immer hilfsbereit, immer gut drauf, immer potent -, und, peng, bist du der galante, gehorsame und so weiter Lover, ob du es willst oder nicht. Du kommst aus der Rolle nicht mehr heraus. Oder doch, raus kommst du schon - aber verändern kannst du sie nicht mehr. Entweder du spielst sie weiter, oder du riskierst den Bruch. Das ist das Problem. Und so kommt es dann,

daß du auf einmal explodierst, auch wenn dein Verstand dir tausendmal sagt, bleib cool, Junge, bleib cool!

Renée jedenfalls ließ nicht locker und sagte noch einmal: »Ich möchte es von dir hören, und zwar hier und jetzt: Stimmt es, daß du nicht mehr scharf auf mich bist? «

Und da habe ich auf einmal losgebrüllt: »Nein«, habe ich geschrieen, »nein, ich bin nicht mehr scharf auf dich. Nicht für fünf Pfennig! Genaugenommen ekelst du mich sogar an mit dieser verdammten Fragerei! «

Peng. Bum. Boing. Und alle haben den Atem angehalten. Tolle Szene. Muß ich mal irgendwo einbauen.

Es war mucksmäuschenstill. Absolute Ruhe. Und dann war immer noch Ruhe. Und dann hat Renée ihre Handtasche genommen und gesagt: »Morgen hab ich den ganzen Tag zu tun, Markus Dombrowski, aber übermorgen kannst du gern vorbeikommen und deine Zahnbürste abholen. Und den anderen Krempel auch.«

Und weg war sie.

Um ehrlich zu sein: Mir war's beinahe recht. Okay, hab ich gedacht, Stunde der Wahrheit, das mußte ja mal kommen. Aber dann hab ich wieder an den Film gedacht. Wie komme ich an die Drehbuchförderung, wenn Renée ihre Beziehungen nicht spielen läßt? Oder wenn sie sie sogar gegen mich ausspielt? Und trotzdem - ich wäre nicht hinter ihr hergelaufen, wenn die Blonde, also Simone, mich nicht am Arm gezupft und geflüstert hätte: »Gehen Sie. Laufen Sie, bevor es vielleicht zu spät ist.«

Warum hat sie das getan? Ich bin die Treppen runter und rüber zum Winterfeldtplatz und habe gerade noch gesehen, wie Renée in ein Taxi stieg. Klar, ich hätte noch was rufen können - aber das wäre mir zu albern vorgekommen. Es ist in Ordnung, hab ich gedacht, es ist in Ordnung. Es war übrigens eine ganz eigenartige Stimmung auf dem Platz, links Licht und Leben vom Nollendorfplatz, rechts die Kirche und die Finsternis, davor die Tütenfrau. Die Stimmung merke ich mir, hab ich gedacht, das muß aber ein echter Nachtdreh werden, mit ner amerikanischen Nacht kriegst du das nicht hin. Ich bin dann ein paar Schritte weiter, zum Falafelimbiss, und dann kam's. Dann ist was passiert, das ich noch immer nicht fassen kann. Ich stehe als einziger Kunde in der Bude - aber eine Bude ist es eigentlich gar nicht, der Laden sieht eher edel aus, orange-schwarzes Design, Grünpflanzen und auf der Glastheke ein riesiger Blumenstrauß - ich stehe also da, kriege mein Essen, beiße in eine Falafel - und plötzlich macht's FLASH! Ich hab sowas noch nie erlebt, in meinem ganzen Leben noch nicht. Aber sowas gibt's! Ich hab zum Beispiel mal gehört, daß einer ein Stück Kuchen in seinen Tee getunkt hat, und plötzlich hatte er einen ganzen Roman im Kopf, das komplette Ding! Hat acht Jahre gebraucht, um es aufzuschreiben und sich dann dezent verabschiedet. Aber vielleicht hat man mir die Story auch falsch erzählt, wer tunkt schon seinen Kuchen in Tee? Auf jeden Fall war es bei mir genauso, nur daß es kein Kuchen war, sondern ne Falafel. Ich beiß rein, und - FLASH ! Plötzlich habe ich die ganze Story im Kopf, take für take, Personen, Dialoge, Schauplätze, alles. Sogar die Musik! Und den Titel hatte ich ja sowieso.

## Der Zug fährt ab

A new day, a new way - von wem war das nochmal? Simon & Garfunkel? Crosby, Stills, Nash & Young? Das war schon merkwürdig, daß ihm immer nur die alten Songs durch den Kopf gingen. War er schon so verknöchert, daß er nichts Neues mehr an sich heranließ? Dabei war er doch gerade auf dem Weg zu etwas Neuem, zu einem Schritt, der sein ganzes Leben verändern würde! Er war angekommen! Er hatte es geschafft! Er, Ronstein, der Bluesgitarrist, der Revoluzzer, der Taxifahrer, der Schneeräumer, der Tankwart, der Reiseleiter, der Fischverkäufer, der Sitzenbleiber - er war ab morgen Professor. Eine Unterschrift noch, dann war es soweit. Dann hatten das Kämpfen und Warten, das Gerangel und Gezitter ein Ende. Dann war er sein eigener Herr und konnte forschen und lehren, wonach ihm der Sinn stand. Die Kämpfe, um die es dann noch gehen würde, waren die um einen größeren oder kleineren Raum in der Uni, um einen zusätzlichen Assistenten (oder eine Assistentin) oder um die Beförderung von der C3- auf eine besser bezahlte und besser ausgestattete C4-Stelle - aber was für Sorgen waren das schon im Vergleich zu den bisherigen? Bis jetzt war es darum gegangen, ob er überhaupt eine Stelle bekam, oder ob er aufs falsche Pferd gesetzt hatte. Jetzt stellte sich heraus: Sein Studiengang war richtig gewesen. Obwohl - wenn die Mauer nicht gefallen und dadurch nicht so viele Stellen ehemaliger Stasi-Mitarbeiter freigeworden wären, dann sähe es für ihn anders aus. Du bist ein Vereinigungsgewinnler, Ronstein, vergiß das nicht!

Er war gerade noch am Absturz vorbeigeschrammt. Gottseidank. Fast schon vertraulich nickte er der Frau mit den Tüten zu. Er spürte einen Impuls, zu ihr zu gehen und sich zu verabschieden: Ich fahre jetzt nämlich nach Chemnitz und werde dort Professor. Aber er würde nur vier Tage in der Woche in Chemnitz sein. An den Wochenenden würde er nach Berlin zurückkommen, um bei Beate zu sein - oder bei Simone? Im Augenblick war alles möglich, alles!

Ronstein ging den gewohnten Weg zur U-Bahn so feierlich, als wäre es das letzte Mal. Schluß mit der Nischenexistenz, den Gelegenheitsjobs, den Anträgen auf sogenannte Projektmittel, die dann im Zuge der allgemeinen Spartendenz doch nicht bewilligt wurden. Ab jetzt verdiente er genug. Und von Beate war er auch nicht mehr abhängig. Ein halbes Jahr noch, dann war er sogar unkündbar. Beamter auf Lebenszeit!

Vor dem italienischen Cafe am Nollendorfplatz war ein Tisch frei. Der Zug vom Bahnhof Lichtenberg ging erst in neunzig Minuten, da konnte er den Abschied noch ein bißchen auskosten. Wie oft hatte er in den vergangenen Jahren hier gesessen, um für eine Weile der Einsamkeit des Studierzimmers zu entfliehen und sich von der Arbeit an einem Aufsatz oder einem Bewerbungsvortrag zu erholen! Das hier - das war das Leben für ihn gewesen! Er bestellte einen Cappuccino. Und jedem Anfang wohnt ein Zauber inne. Von wem war das nochmal? Auf jeden Fall spürte er diesen Zauber, ja, er fühlte sich tatsächlich ein bißchen wie verzaubert. Und war es nicht auch ein Wunder, was mit ihm passierte? Wer hatte schon die Chance, in der Mitte seines Lebens noch einmal neu anzufangen? Wie hatte er nur so lange zweifeln können! Wieso? Warum? Wegen Beate? Wegen Ekki? Wegen Benski? Wegen Simone oder Renée Flaminger? Alles Hirngespinnste! Glück hat nur der, der bereit ist, den Preis dafür zu bezahlen. Er hatte jahrelang auf dieses Ziel hingearbeitet - Professor werden, wo auch immer. Nun war das Los auf Chemnitz gefallen, na bitte, warum nicht Chemnitz? Berlin war auch nicht besser. Von wegen Weltstadt.

Als er gezahlt hatte und weiterging, fiel sein Blick auf das Metropol, ehemals Piscator-Bühne. Hier war einmal die Dreigroschenoper uraufgeführt worden, und jetzt? Heruntergekommen zu

einer mickrigen Teeny-Disco. Was hast du hier noch verloren, Ronstein. Berlin ist nicht mehr das, was es mal war. Berlin ist auch nur ein größeres Chemnitz.

Als er die Stufen zur Linie I hinaufstieg, fiel ihm die Verwahrlosung auf. Die Kippen und Abfälle, die hier überall herumlagen, und die bettelnden Typen mit ihren Junkiegesichtern. Ey, haste mal ne Mark? Zu lange hatte er hier festgesessen. Viel zu viel Zeit hatte er in irgendwelchen Szenekneipen herumgehungen. Im Cour Carrée oder in der Bar Centrale. Jetzt würde er das alles hinter sich lassen. In Chemnitz wartete Neuland auf ihn, da war noch nicht alles festgelegt, dort würde er wirklich etwas aufbauen können. Die Universitäten in Ostdeutschland waren besser als ihr Ruf, darüber hatte es sogar schon Presseberichte gegeben!

Als er in die U-Bahn einstieg, war er so sehr mit der Planung seines neuen Lebens beschäftigt, daß er den schwächtigen jungen Mann kaum bemerkte, der sich im Gang aufbaute, um eine kleine Ansprache zu halten: »Ich möchte Sie für einen Augenblick um Ihre Aufmerksamkeit bitten. Ich bin 23 Jahre alt und leider schon arbeitslos. Da ich keine Arbeit habe, kriege ich auch keine Wohnung, und weil ich keine Wohnung habe, kriege ich keine Arbeit. Außerdem habe ich meinen Personalausweis verloren, und deswegen kriege ich auch keine Sozialhilfe. Aber wenn ich auch keinen Personalausweis habe, so bin ich doch ein Mensch und habe Hunger. Deshalb bitte ich Sie, mich mit einer kleinen Gabe zu unterstützen.« Normalerweise ärgerte sich Ronstein über diese Art von lügnerischer und erpresserischer Bettelei im U-Bahn-Waggon, aus dem man ja nicht entfliehen konnte, aber heute hörte er gar nicht hin. Chemnitz war wichtiger. Als erstes würde er sich ein Haus mieten. Oder kaufen? Die wenigen Mietwohnungen, die es gab, waren unzumutbar, das hatte er schon von seinen Kollegen gehört, und er brauchte nun mal Platz, um sich wohlfühlen, nach so vielen Jahren in einer großen Berliner Altbauwohnung. Und dann würde ein freies Leben beginnen, eine Renaissance des Junggesellenlebens, so wie damals, als er anfang zu studieren. Beate kam ja nicht mit nach Chemnitz, aber wer weiß, wozu das gut war. So konnte er wenigstens jederzeit Simone einladen. Er stellte sich vor, wie er sie sehnsüchtig erwartete, freudig begrüßte und ihr die Stadt, die Universität und vor allem sein Haus zeigte. Aber vielleicht würde er in Chemnitz auch ganz neue Bekanntschaften machen? Studentinnen, Assistentinnen, andere Dienstkräfte?

You can't love 'em all,

no, you can't love 'em all,

you can't love each one that passes by -

but you can try...

Am Bahnhof Zoo wechselte er in die S-Bahn. Auch dieser Bahnhof war mehr und mehr herausgeputzt worden, wie alles in Berlin. Bald würde sich die Stadt mit ihren Sheratons und Hiltons, ihren ShoppingMalls und Einheitsladenketten in nichts von allen anderen Metropolen unterscheiden. Der kalte Glanz des großen Geldes würde auch hier dem Leben seine Vielfalt nehmen und alles, was sich nicht einfügte, an den Stadtrand oder in den Untergrund verbannen. Höchste Zeit, daß er ging.

Im auffälligen Kontrast zu diesem neuen Metropolenglitter standen die schäbigen S-Bahn-Waggons aus alten DDR-Beständen. Quietschend ratterte und rumpelte der Zug am Hackeschen Markt vorbei. Irgendwo dahinten hatte Ronstein vor ein paar Tagen mit Benski

geessen und sich seinen Spott über die Professur angehört. Ach, Benski! Du weißt eben nicht, was für einen Thrill die Uni haben kann. Was meinst du, was für eine Aufregung nach meiner Antrittsvorlesung herrschen wird!

Das Ende der Soziologie? So sollte der Titel dieser Vorlesung lauten. Endlich würde Ronstein einmal Klartext reden können, ohne Rücksicht auf Karriere und Bewerbungschancen. Professor, das hieß ja ursprünglich Bekenner! Die meisten seiner zukünftigen Kollegen hatten das längst vergessen. Feige versteckten sie ihre Ansichten hinter gewaltigen Zitatwällen und umständlich konstruierten Satzmonstren, immer darauf bedacht, sich gegen jeden möglichen Einwand abzusichern. Als ob es so schlimm wäre, sich zu irren! Sobald man spricht, beginnt man schon zu irren, hieß es bei Goethe. Und wer das Risiko des Irrtums nicht eingehen wollte, der sollte den Mund gar nicht erst aufmachen. Nein, die Soziologie war zu einer grauen, langweiligen Disziplin verkommen, das mußte mal gesagt werden, und zwar mit einem Paukenschlag. Er würde die Kollegen, die Studentinnen und Studenten aufrütteln, er würde eine Antwort auf die Frage geben, wie es dazu kommen konnte, daß eine Wissenschaft, die doch die Lehre von der Gesellschaft im Umbruch sein mußte, nichts Wesentliches über das Leben aussagte. Nicht mal den Fall der Mauer hatten die Soziologen vorausgesehen. Vor vierzig Jahren hatte ein Schriftsteller prophezeit, daß soziologische Bücher bald spannender wären als jeder Roman. Und warum? Weil sie erklären würden, warum wir so leben, wie wir leben, und wie wir mit Phantasie und Lust an der Veränderung unserer Zukunft mitgestalten könnten. Der Mann kannte unsere Professoren nicht, dachte Ronstein, während er im Hintergrund die goldglitzernde Kuppel der Synagoge verschwinden sah. Die Zukunft gestalten! Ach herrje. Die Beschäftigung mit der Zukunft war den akademischen Soziologen zu spekulativ. Engagierte Analysen galten als unwissenschaftlich oder journalistisch, als ob Journalisten nicht oft viel gründlicher recherchierten als die Herren Akademiker. Als wissenschaftlich galten an deutschen Universitäten nur langatmige, in unerträglichem Fachchinesisch geschriebene Studien. Ein normaler, gutgebauter Satz galt nicht als wissenschaftlich, eine anschauliche Formulierung als zu literarisch. Mit diesem Unsinn war jetzt Schluß! Er, Ronstein, würde eine neue Schule der Soziologie begründen (Die Chemnitzer Schule?), und seine Antrittsvorlesung war dazu der erste Schritt. Gleich zu Anfang würde er den Kernsatz eines amerikanischen Kollegen zitieren: »Die moderne Soziologie krankt vor allem daran, daß sie mit der Welt so gründlich einverstanden ist, anstatt sie kritisch zu betrachten.«

Dann würde er einen Schluck Wasser trinken und sich anschauen, wie die Kollegen seine Provokation schluckten. Und weiter: »Wer sich den Fragen des gegenwärtigen Lebens verschließt, der verspielt die kriti-

sche Tradition, die unser Fach groß gemacht hat.« Peng - und wieder Pause. Und dann: »Wer nicht bereit ist, in demokratischen Foren Entwürfe für die Gestaltung unserer Zukunft zu entwickeln, der wird zu unserer Wissenschaft nichts Wesentliches mehr beitragen. Lassen Sie uns daher gemeinsam danach streben, die privilegienfixierte Wissenschaftsverwaltung durch eine kreative Wissenschaftsgestaltung zu ersetzen.« Aber hallo! Das gäbe einen Aufruhr, wie ihn die Universität Chemnitz noch nie erlebt hatte!

Die S-Bahn fuhr in den Bahnhof Lichtenberg ein. Noch bevor der Zug hielt, öffnete ein Jugendlicher die Tür und machte sich bereit, während der Fahrt abzuspringen. Das war das Problem mit diesen alten S-Bahn-Waggons: Daß man die Türen während der Fahrt öffnen und S-Bahnsurfen oder Leute rausschmeißen konnte.

Noch zwölf Minuten. Ronstein stieg hinab in die muffige Unterführung und suchte den Bahnsteig, von dem sein Zug abfuhr. Wie häßlich und verkommen es hier war! Auch die Leute sahen viel ärmlicher aus als auf dem Bahnhof Zoo. Man sah mehr Pappkoffer und billige Kunstlederjacken, mehr dumpfe und verhärmte Gesichter als im Westen. Wie nannte man das? Einen Modernisierungsrückstand? Es schien immer noch so, als wäre das Leben in den letzten vierzig Jahren hier nicht weitergegangen.

Ein Kind hielt ihm einen Zettel vor die Nase: Habe Hunger. Hingekritzelt in einer eckigen Erwachsenenschrift. Ronstein versuchte, dem Blick des Mädchens auszuweichen, das auf eine unheimliche Weise alt, fast greisenhaft aussah. Weniger um zu helfen, als um sich freizukaufen, drückte er dem Mädchen eine Mark in die Hand.

Oben auf dem Bahnsteig empfing ihn aus knarrenden Lautsprechern eine Durchsage: Der Interregio 2.2.79 nach Chemnitz, über Elsterwerda und Riesa, hat aus betriebstechnischen Gründen voraussichtlich dreißig Minuten Verspätung.

Mist. Aber eigentlich egal. Eine halbe Stunde früher oder später in Chemnitz, das spielte keine Rolle. Heute abend hieß es sowieso nur noch, in irgendeinem Restaurant was essen, ins Hotel gehen, ein paar Seiten lesen und dann schlafen.

Elsterwerda und Riesa. Merkwürdige Namen. Schon Chemnitz war komisch genug. Aber daran müßte er sich gewöhnen. Und Sie, wo kommen Sie her? - Aus Chemnitz. - Und wie fühlt man sich dabei?

Fremd. Ungewohnt. Nicht so gut, wie wenn man sagen könnte: Aus Berlin. Berlin war zwar auch nur ein größeres Chemnitz, besonders hier im Osten, aber die Größe machte eben doch etwas aus. Und es war wahrscheinlich doch nicht nur die Größe. Chemnitz, das hieß Plattenbauten, Plaste und Elaste, scharfer Geruch von Putzmitteln, Trabbiabgase, DDR-Gestank. Ob es so war oder nicht, in seiner Vorstellung war es so, und nicht nur in seiner. Ein leichtes Unbehagen kroch in ihm hoch. Simone würde vielleicht ab und zu kommen, aber wenn, dann seinetwegen, und nicht, weil sie so versessen darauf war, nach Chemnitz zu kommen. Nach Berlin kam man, weil es eine Reise wert war, nach Chemnitz, weil es nicht anders ging. Und Beate? Sie würde ein einziges Mal kommen und sich pro forma dafür interessieren, wie er so lebte, ansonsten würde sie sagen - aber was hieß würde, sie hatte es gesagt: »Was sollst du da in Chemnitz herumhängen, du kannst ja an den Wochenenden immer nach Berlin kommen.« Ja, das war noch ein Unterschied: In Berlin hatte man etwas vor, in Chemnitz hing man herum. Und du willst dir in Chemnitz ein Haus kaufen, Ronstein, ausgerechnet da? Und dann dein Leben lang dafür abzahlen, vermutlich an so einen Benski Typen, der damit sein Penthouse in Paris und seine Villa in St. Tropez finanziert? Und dann die Universität - da saßen die Altkader aus DDR-Zeiten und kungelten mit den Alt-Kadern aus DDR-Zeiten, und alle zusammen spielten sie jetzt die Demokratischen und Gewendeten. Seine Vorlesung wäre wahrscheinlich gar nicht so provokativ. Wahrscheinlich würden die Kollegen höflich applaudieren und sagen: mach mal! Und am Ende käme sogar einer von der PDS auf ihn zu und fragte, ob man nicht zusammenarbeiten sollte, kritische Köpfe wie ihn könnten sie immer gebrauchen. Eine neue Soziologie begründen, als Einzelkämpfer, und ausgerechnet in Chemnitz? Wie konnte man sich nur so einen Schwachsinn ausdenken! Karl Marx hatte noch mal Glück gehabt, den hatten sie aus der Verantwortung für diese Stadt entlassen. Aber ihn, Ronstein, würden sie ein Leben lang dabehalten. Er konnte sich natürlich Hoffnung darauf machen, daß er einen Ruf an eine andere Universität bekam, aber wenn nicht, was dann? Dann blieb er bis zur Pensionierung C3-Professor in Chemnitz. Und bis dahin bin ich wahrscheinlich so ausgelaugt und mürbe, daß ich nicht mehr die Kraft

aufbringe, mein geliebtes Chemnitz zu verlassen. Vielleicht sollte ich mir schon mal auf dem Zentralfriedhof eine Grabstelle reservieren - wenn es da überhaupt einen Zentralfriedhof gibt.

Bitte Vorsicht bei der Einfahrt des Zuges!

Nervös kickte Ronstein eine verbeulte Cola-Dose auf die Geleise. A new day, a new way? Was war an dem Weg, den er gerade ging, eigentlich neu? War das nicht gerade der alte Trott, genau das, was sich aus der Kette der Nichtentscheidungen zwangsläufig ergeben hatte, seit er zum erstenmal eine Universität betrat? Er war hängengeblieben, das war alles. Wenn er jetzt in diesen Zug einstieg, dann war er nichts als ein Hängengebliebener, der in Chemnitz herumhing, und mehr war über den guten alten Wilfried Ronstein dann nicht mehr zu sagen. Ronstein? Den könnt ihr vergessen, der hängt da irgendwo in Chemnitz rum...

Der Zug blieb stehen, die Türen öffneten sich, Leute stiegen aus. Ronstein hatte eine Platzkarte, zweite Klasse, Fensterplatz, Wagen 262. Er nahm seine Reisetasche und suchte Wagen 262. Er ging nicht in die falsche Richtung, sondern zielstrebig auf den Waggon zu, in den er laut Platzkarte hineingehörte. Die Tür war noch geöffnet. Ronstein blieb davor stehen und schaute sich um.

Bitte Vorsicht bei der Abfahrt des Zuges.

Komm, steig ein, Ronstein. Es gibt nicht nur eine innere Stimme, es gibt zwei. Und die, die dir gerade wieder was von Freiheit und Abenteuer vorgaukelt, von unbegrenzten Möglichkeiten, von Aufbruch und Entscheidung, ist eine unreife, wirklichkeitsferne Romantikerstimme, ach was, Romantiker, es ist eine Knabenstimme, pubertär bis ins Knochenmark, also hör nicht auf sie, steig ein!

Es ist noch nicht zu spät. Noch nicht. Und auch jetzt noch - nein, immer noch nicht. Noch kannst du einsteigen, und alle Zweifel wären nur Gedankenspiele, Hirngespinnst, der Hauch eines Hauchs. Die Türen schlossen sich, der Zug setzte sich in Bewegung, der Reisende Ronstein blieb auf dem Bahnsteig zurück. Er stellte seine Reisetasche ab und wartete, bis er die Schlußlichter sah. Merkwürdigerweise hatte er dabei das Gefühl, im Zug zu sitzen. Eigentlich stand er nicht hier, er saß in Wagen Nummer 262 auf Platz 84, Fensterplatz, holte die Zeitung aus der Reisetasche und las. Hin und wieder blickte er auf, schaute aus dem Fenster, sah aber nicht die abgeblätternen Fassaden der Häuser in den blühenden Landschaften, sondern das aufgeblättern Buch seiner Zukunft: Professor Dr. Wilfried Ronstein als, nunja, nicht unbedingt herausragendes, aber doch geachtetes Mitglied der scientific community. Ja, er war zufrieden damit.

Nur, daß das eben nicht die Wirklichkeit war. Und auch nicht gewesen wäre. Wenn er in den Zug eingestiegen wäre, dann hätte er nicht zufrieden aus dem Fenster geschaut, sondern ein anderes Bild von sich im Kopf gehabt, das eines mutigen, selbstbewußten, entscheidungsfreudigen Ronny Ronstein, der endlich, bevor es für immer zu spät war, den Mut hatte zu sagen: Stop the world, I wanna get out! Der sich für immer verabschiedete von der Familienbotschaft »Du wirst mal studieren, mein Junge.« Waren nicht von dort die Angstzustände und Schwindelgefühle gekommen, die ihn seit Jahren immer wieder heimsuchten? Ronny Ronstein, wie ihn der Herr Professor Dr. Wilfried Ronstein, im Zug sitzend, wehmütig als sein Gegenbild vor Augen gehabt hätte, wäre der Mutigere gewesen, der Sklave, der seine Ketten zerreißt, fast schon ein Held. Kein Zweifel, der nach Chemnitz reisende Ronstein hätte sein alter ego, seinen Schatten, die andere Möglichkeit seiner selbst,

den, der sich geweigert hätte einzusteigen, um seinen Mut beneidet! Und dieser Kerl war er jetzt wirklich!

Ein Glücksgefühl, wie er es seit Jahren nicht mehr erlebt hatte, stieg in ihm hoch. Ihm war, als müßte er seine Flügel ausbreiten und in kreisenden Bewegungen himmelan stürmen, aber als er nach oben blickte, sah er nicht den Himmel, sondern das schmutzstarrende Dach des alten Bahnhofs. Und die Flügel? Ja, doch, seine Phantasie hatte ihre Flügel wieder. Er würde Renée Flaminger anrufen und ihr sagen, daß er bereit sei, das Drehbuch zu schreiben. Aber was hieß »bereit«? Er hatte Lust dazu, er freute sich darauf, mit einer jauchzenden, juchzenden, in der Kehle glucksenden Freude, die er nur mit Mühe daran hindern konnte, in einen irren Jubel auszubrechen. To be born again, sang Van Morrison in ihm. Ronstein ist tot, lang lebe Ronstein!

Auf dem S-Bahnsteig hielt ihm das Kind wieder den Zettel hin. Hatte es vergessen, daß er ihm gerade eine Mark gegeben hatte? Oder hatte seine Entscheidung ihn so verändert, daß sie ihn nicht wiedererkannte? Er griff noch einmal in seine Tasche, fand nur ein Fünfmärkstück und ließ es in die Hand des Kindes fallen. Es reagierte nicht anders als vorhin. Ohne eine Miene zu verziehen, murmelte es einen unverständlichen Dank oder Fluch oder was immer es war, was es da murmelte. Dann hielt es den Zettel einem anderen Passanten entgegen.

Der Jubel ebte ab und kam in Wellen wieder. Was würde Beate dazu sagen, wenn er nach Hause kam und ihr von seiner Entscheidung erzählte? Würde sie ihm glauben? Würde sie sich wirklich so freuen, wie er es erwartete? Vielleicht erklärte sie ihn für verrückt: Du Traumtänzer, du Spinner, du Phantast, du kannst doch eine sichere Professur nicht aufgeben! Ja gut, ich hab gestern anders geredet, aber ich hab ja nicht gewußt, daß du das ernstnehmen würdest. Mit einer solchen Reaktion mußte er rechnen. Die Menschen waren so. Sie gaben einem Ratschläge und erklärten einen für verrückt, wenn man sich danach richtete.

Wie auch immer, er mußte mit einem großen Blumenstrauß nach Hause kommen! Wie lange hatte er Beate schon keine Blumen mehr mitgebracht? Simone hatte sofort welche bekommen. Das war doch auch pubertär, oder nicht? Mußte er denn unbedingt eine Geliebte haben? Mußte er seine Ehe mit Beate aufs Spiel setzen, nur um ein bißchen Bestätigung seiner männlichen Eitelkeit zu bekommen? Oder nein, darum ging es gar nicht, nicht in erster Linie wenigstens. Es ging um den thrill, die Spannung, den Adrenalinstoß, oder darum, daß das Herz mal wieder klopfte - das war es eben: Wenn das eigene Leben, wenn das, was man selber vorhatte, keine Spannung mehr versprach, dann verschob man die ganze Sache auf das Feld der Liebe -, der sogenannten Liebe, denn Liebe war es doch wohl nicht, was ihn mit Simone verband? Nein, dachte Ronstein, ich liebe Beate und niemanden sonst, und ich werde mir meinen thrill woanders holen. Spannend sind ganz andere Sachen. Spannend ist es, ob ich ein gutes Drehbuch schreibe, und vielleicht mache ich für Ekki hin und wieder Seminare, eine Zukunftswerkstatt oder so etwas, und wer weiß, vielleicht kommt es sogar dazu, daß ich mal ein Projekt für Benski übernehme, aber dann muß er auch richtig Kohle springen lassen, nicht nur ein Trinkgeld für den guten alten Ronny. Auf jeden Fall ist alles wieder drin! Du tauchst erneut ins Meer der Möglichkeiten, Ronstein, ist das nicht ein Glück? Knock knock knockin on heaven's door...

Er lief die Treppen der Hochbahn hinunter und direkt - aber nein, die Blumen, die wollen wir doch nicht vergessen. Rote Rosen? Ja, warum nicht. Neun waren zu wenig, dreizehn eine Unglückszahl, elf waren in Ordnung. Oder fünfzehn? Also gut, fünfzehn. Und bitte keine Folie, nein, das findet sie so kitschig. Er schloß die Tür auf. Leise, ganz leise. Er wollte sich bis zu ihrem Arbeitszimmer schleichen, den Strauß durch den Spalt der angelehnten Tür



strecken und dann leise klopfen. Sie würde sich überrascht umdrehen und nichts sehen als eine Hand mit einem Blumenstrauß. Komisch? Albern? Und wenn schon! Heute war der Tag, an dem man albern sein durfte.

Im Flur sah er eine Aktentasche, die nicht ihm gehörte. Auf dem kleinen Tischchen vor dem Spiegel lag ein tragbares Telefon, ein Handy, das ihm irgendwie bekannt vorkam. Aus Renates Arbeitszimmer - nein, aus dem daran angrenzenden Schlafzimmer hörte er Geflüster. Gesäusel könnte man auch sagen, es hörte sich an wie Gesäusel. Menschengesäusel. Liebesgesäusel. Ein Mann, der säuselte und eine Frau, die leise stöhnte. Wieso hatte der Mann sein Handy nicht mit ins Bett genommen, das wär doch normal gewesen? Mit der Frau seines Freundes schlafen und dabei mit dem Ministerium telefonieren, das wäre doch das, was man von Öko-Ekki erwarten könnte. Das Handy im Flur ablegen, das paßt doch überhaupt nicht zu Ihnen, Herr Baumann!

Ronstein stellt seine Reisetasche im Flur ab und legte den Blumenstrauß auf den Tisch neben Ekkis Telefon. Das Gesäusel im Schlafzimmer ging mehr und mehr in ein Gestöhn über. Nun stöhnten beide Kontrahenten in einer ruhigen Ekstase. Es hörte sich gar nicht so übel an. Fast wie ein Blues. Blues in B - B wie Beischlaf. Merkwürdig, ich fühle nichts, ich fühle überhaupt nichts. Ist das der Schock? Oder ist es mir egal, was die beiden miteinander treiben? Oder daß sie es miteinander treiben. Bin ich durch jahrelange theoretische Arbeit so vertrocknet, daß ich die ganz gewöhnliche Eifersucht nicht mehr spüre?

Er nahm die Rosen und trug sie in die Küche. Dabei bemühte er sich, kein Geräusch zu machen, so wenig wie möglich. Aus dem Küchenschrank nahm er eine Keramikvase (Beate und er hatten sie mal in Worpswede gekauft), füllte sie mit Wasser und tat die Blumen hinein. Ein hübscher Strauß. Das Schleierkraut hätte man auch noch weglassen sollen. Nur die Rosen. Eine Rose ist eine Rose ist eine Rose. Und das fünfzehn Mal. Er trug den Blumenstrauß in der Vase zurück in den Flur. Das Gestöhn war immer noch zu hören. Beates Töne waren höher geworden, Ekkis tiefer. Gut, daß sie einander nicht schweinische Sachen zuriefen, wie im Pornofilm. Darum hätte er Ekki beneidet. Er hatte sich immer gewünscht, daß Beate solche Sachen sagte (»ja, stoß zu, fick mich, fick« oder dergleichen), hatte sich aber nie getraut, sie darum zu bitten. Es wäre ihm auch nichts mehr wert gewesen, wenn er sie darum hätte bitten müssen. Und sie? Hatte sie sich auch gewünscht, daß er so etwas zu ihr sagte?

»Ja, jetzt, jetzt, jetzt! «

Hab schon verstanden. Es wird Zeit. Er stellte die Vase mit den fünfzehn roten Rosen und dem weißen Schleierkraut auf das Tischchen im Flur, nahm Ekkis Handy und ließ es vorsichtig in die Vase gleiten. Ein bißchen Wasser lief über. Macht nichts, jeder spritzt auf seine Weise. Die Reisetasche? Lasse ich stehen. Werd schon wiederkommen. Bloß kein Drama. Er ging zur Tür, öffnete sie leise und schloß sie mithilfe des Schlüssels, damit er sie nicht zuschlagen mußte.

Es war dunkel draußen. Nicht kalt, aber dunkel. Der Winterfeldtplatz war fast verwaist. Nur die Tütenfrau saß immer noch an der Stelle, an der er sie schon vor ein paar Stunden gesehen hatte. Sie dämmerte, so schien es, mit gesenktem Kopf vor sich hin. Sonntagabend. Tote Hose.

Was mache ich jetzt? Ins Kino gehen? In eine Kneipe? Oder Simone anrufen? Nein, das geht nicht mehr. Wenn ich jetzt mit Simone schlafe, geht es nicht mehr um sie und mich, sondern um Ekki und Beate. Es ist nicht mehr Liebe oder Verliebtheit, sondern Rache. Das haben sie

mir jetzt auch noch versaut. Warum hab ich's nicht gemacht? Sie wollte ja, aber dann hätte ich Schmidt-Heising sausen lassen müssen. Wär vielleicht besser gewesen. Wenn ich mit ihr geschlafen hätte, könnte ich jetzt zu ihr. Aber so?

Er ging über den Winterfeldtplatz auf den Falafelimbiss zu. Erstmal was essen. Wer nie seine Falafel mit Tränen aß. Aber es gab gar keine Tränen. Er war immer noch taub, gefühllos. Bloß kein Drama aus der Sache machen, bloß kein Drama! Als er an der Tütenfrau vorbeikam, hob sie den Kopf und schaute ihn unverwandt an. Er ging an ihr vorbei.

Vielleicht hätte ich mich doch nicht einfach so davonschleichen sollen? Ich hätte ja nicht gleich mit Degen, Dolch oder Pistole dazwischenfahren müssen, aber sich einfach so davonschleichen? Man kann sich nicht ein Leben lang davonschleichen. Man muß Stellung beziehen, eingreifen, handeln - sonst merken die anderen gar nicht, daß man da ist. War ich nicht gerade der neue Ronstein, derjenige, der die Kette der Nichtentscheidungen zerbricht? Nun bleib auch dabei, sonst kannst du gleich zum Bahnhof Lichtenberg zurückfahren und den nächsten Zug nach Chemnitz nehmen. Also!

## Bruno sammelt Punkte

Eigentlich kann ich gar nicht meckern. Von meinen Kameraden haben sie achtzig Prozent abgewickelt. Achtzig Prozent! Und ausgerechnet ich habe die Überprüfung ohne Wenn und Aber überstanden. Und das, obwohl ich bereits fünfzehn Jahre Vopo auf dem Bukkel hatte. Die haben mich sogar ins Beamtenverhältnis übernommen, wer hätte sich das je träumen lassen? Beamter auf Lebenszeit - und das mit harter Westmark. Dafür hätte vor der Wende jeder eine Lottomillion Ost hergegeben, aber mit Kußhand! Und trotzdem: Die wahre Freude kommt nicht auf. Im Gegenteil. Seit einiger Zeit macht mir der Beruf keinen Spaß mehr. Früher hatte ich mein schönes Plätzchen an der Transit-Autobahn. Hab den Lada in die Tarnbucht bugsiiert und dann seelenruhig gewartet. Ja, und wie am Schnürchen gingen uns dann diese Angeber mit ihren Audis, BMWs und Mazdas in die Falle. Da hat doch die Kasse geklingelt! Das hat doch Spaß gemacht! Wie sie dastanden, sich aufbliesen, rumfluchten, Ausreden brachten, um Gnade winselten oder auf den Sozialismus schimpften, nur weil sie ausnahmsweise heute mal ein bißchen zu schnell gefahren waren. Wir haben uns das alles mit unbewegter Miene angehört und ganz trocken unseren Spruch aufgesagt. Kleine Belehrung über die Straßenverkehrsordnung der Deutschen Demokratischen Republik - und ein gepfeffertes Bußgeld als Umerziehungsprämie. War ja keine Willkür. War alles legal. Aber die wußten es natürlich besser, damals schon. Freie Fahrt für freie Bürger. Und was ist mit eurem großen Vorbild, haben wir gesagt, mit eurer Schutzmacht, mit Onkel Sam? Darf man in den USA etwa so schnell fahren, wie man will? Gibt es da keine Geschwindigkeitsbegrenzung? Da haben sie dann geguckt und gestaunt und sich am Kopf gekratzt und widerwillig ihre Brieftaschen herausgeholt. Hat ihnen wehgetan, die Devisen rauszurücken für den Arbeiterund Bauernstaat, das hat man deutlich gemerkt. Umso größer war das Vergnügen für uns.

Im übrigen bin ich auch heute noch für Tempo hundert. Ist doch Wahnsinn, diese Raserei. Was hat das mit Freiheit zu tun, das ist doch Krieg! Freie Fahrt für potentielle Mörder. Ich hab's nach der Wende auch nicht mehr ausgehalten! Immer diese Trümmerwracks und drinnen die Toten und Schwerverletzten. Nee. Hab mich vor einem Jahr in den Streifendienst versetzen lassen. Ich konnte ja nicht ahnen, daß man mir Bruno vor die Nase setzen würde.

Seitdem sage ich immer häufiger: Jetzt reicht's. Das muß du nicht mitmachen. Das kann kein Mensch von dir verlangen. Zum Ersten kündigst du! Naja, zu Bruno sage ich natürlich nichts. Da wartet der nur drauf. Für den bin ich ne rote Socke. Der lauert wie ein Luchs auf einen Fehler. »Du paßt hier erstmal ein Jahr auf und lernst, ansonsten hältst du die Klappe, verstanden?« War ne nette Begrüßung. »Wir lassen uns von euch nicht kaputtmachen, was wir in fuffzig Jahren aufgebaut haben, verstanden? «

Dabei ist er erst Zweiundvierzig. Aber naja, die Klappe halten haben wir ja gelernt.

Manchmal geht's mir aber wirklich zu weit. Zum Beispiel jetzt: Als ob es nichts anderes zu tun gäbe, als die Stadt nach Schwarzen oder Vietnamesen abzugrasen. Gut, ich wundere mich auch manchmal, wo die alle herkommen. Wir hatten ja damals kaum mit ihnen zu tun. Die haben fein kaserniert gewohnt und ansonsten ihre Arbeit gemacht, wen hat das schon gestört, mich nicht. Und Arbeit haben sie niemandem weggenommen, weil, Arbeitslosigkeit, das gab's ja bei uns nicht. Insofern ist das jetzt anders. Aber Bruno ist geradezu fanatisch. »Uns fehlen nur noch 20 Punkte«, sagt er, »ist dir das klar? «

»Klar«, sage ich, »ist nicht mehr viel.«

Er nickt zufrieden. »Mit ein bißchen Glück schaffen wir die heute. Zwei Fitschis zur Abschiebung, und der Jackpot gehört uns.«

»Die werden überhaupt nicht abgeschoben«, sage ich, »wenn die zu unserer Zeit schon da waren, dann haben die festes Asyl.«

»Altlasten«, sagt Bruno, »aber es gibt auch neue Fitschis. Wir müssen eben zwei von denen erwischen. Und wenn die illegal Marlboros verhöckern, dann ab und weg damit, ist das klar? «

»Klar«, sage ich, damit er sich nicht weiter aufregt. Außerdem profitiere ich ja auch davon, wenn wir den Jackpot kriegen. Sechzig zu vierzig im Binnenverhältnis, das ist die Abmachung. Die anderen machen fiftyfifty, »aber bei uns, das wirst du ja wohl einsehen«, sagt Bruno, »wäre das ungerecht. Ich kriege sechzig, du vierzig, einverstanden? «

Na klar. Wer wird denn dem Kollegen Bruno widersprechen? Ich doch nicht! Dabei geht es ihm überhaupt nicht um's Geld. Der Jackpot ist im Grunde nebensächlich. Es geht ihm - ja, worum? Um Recht und Gesetz? Um eine ausländerfreie Stadt? Ums bloße Gewinnen, egal wie, egal wofür, egal wobei? Oder darum, sich van Berger und Levetzow nicht unterkriegen zu lassen?

Eins ist sicher: Er haßt die beiden. Und ich hasse sie auch. Da sitze ich mit ihm in einem Boot. Bruno, was immer man gegen ihn sagen kann, ist hundertprozentig korrekt. Der hält sich starr an die Vorschriften. Aber Berger und Levetzow, die sind echt brutal. Die haben Freude am Zuschlagen. Die sehen gern Blut. Die sollte man eigentlich zur Verkehrsüberwachung schicken, da hätten sie bald genug davon. Wenn die einen festnehmen, dann provozieren sie ihn solange, bis er Widerstand gegen die Staatsgewalt leistet - und dann heißt es Knüppel aus dem Sack. Bergers Lieblingsspruch. Wobei ich nicht ganz sicher bin, ob der Spruch nicht mehrere Bedeutungen hat, aber das ist ein dunkles Kapitel. Darüber mag ich gar nicht nachdenken. Man hört ja so einiges, aber hört man eben auch oft weg, ist besser so. Und daß sie die Thais oder Vietnamesen dazu zwingen, sich nackt auszuziehen, ist ja bekannt. Naja, was geht's mich an. Aber am liebsten würde ich beiden mal so richtig eine in die Fresse hauen.

»Gegen Ausländer haben wir überhaupt nichts«, sagt Berger, »ich liebe sie sogar, die bringen doch Punkte.« Und dann grinst er süßlich wie ein Honigkuchenpferd. »Wenn die sich nur ein bißchen zivilisierter benehmen würden! Verstehst du, eigentlich mag ich sie ja, aber die benehmen sich wie die Schweine. Und außerdem weigern sie sich hartnäckig, mit uns zusammenzuarbeiten, findest du das in Ordnung? Wir wollen sie auf den richtigen Weg bringen, wir geben denen eine Chance, die bräuchten nur ein bißchen zu singen, und gut und aus und fertig, aber das tun sie nicht. Da kommt nichts raus, kein Piep. Tun einfach so, als könnten sie kein Deutsch. Wer soll ihnen das denn beibringen, wenn nicht wir? Ist doch unklug von denen, uns so zu provozieren«, sagt er und guckt mich traurig an, »und außerdem werden wir dafür bezahlt, daß wir die Wahrheit aus ihnen herausholen. Da muß man schon mal ein bißchen härter zupacken. Und du weißt ja: Levezow ist eigentlich ein sanfter Typ. Wie der seinen Bullterrier knuddeln kann! Und Kinder mag der auch. Nur was er gar nicht mag, das ist, wenn man ihm dumm kommt. Da kriegt er ganz häßliche Gedanken. Ist reine Notwehr. Anders kriegst du die Fitschis nicht zum Reden. Die werden ja sogar frech! Können kein Deutsch, aber zwei Worte können sie immer: Lechtsanwalt anlufen. Das können sie. Ganz zufällig. Ist ja auch das erste, was man in einer fremden Sprache lernt. Lechtsanwalt anlufen, klar, aber nicht bei Levezow. Wenn er das hört, dann kriegt er kleine Schweinsäuglein, schiebt den Unterkiefer vor und sieht plötzlich seinem Pitbull verdammt ähnlich. Ist ja vielleicht nur Einbildung, aber du kennst ja die Geschichte: Herr und Hund. Dafür gibt's in England sogar einen Wettbewerb: Wer sieht seinem Hund am ähnlichsten? Levezow würde bestimmt den ersten Preis kriegen, da hab ich überhaupt keine Sorge. Und wenn er sein Pitbullgesicht kriegt, dann sollst du mal sehen, wie die Fitschis plötzlich anfangen zu singen. In den höchsten Tönen. Das ist direkt zum Lachen!« Nein, so einer ist Bruno nicht.

Der hält sich an Gesetz und Ordnung. Das sagt er auch immer. »Demokratie«, sagt er, »Demokratie, mein Junge, weißt du was das heißt?«

»Naja«, sage ich.

»Was heißt hier naja? Du mußt eben noch vieles lernen.«

»Klar«, sage ich. »Sowieso.«

»Also«, sagte er, »in einer Demokratie herrscht gleiches Recht. Gleiches Recht für alle Staatsbürger. Also auch für euch, obwohl ihr das eigentlich nicht verdient habt. Aber seit Neunundachtzig gehört ihr dazu, das war eben der Anschluß. Jetzt haben wir die roten Socken sogar im Bundestag, aber egal, Schwamm drüber, damit werden wir schon fertig. Beim nächsten Mal seid ihr sowieso wieder draußen, so wahr ich Bruno Schuster heiße. Soll ich dir sagen, was schlimmer ist, ja? Schlimmer ist, daß die Grenzen nicht mehr dicht sind. Was immer man gegen euern Honecker haben konnte, eines muß man ihm lassen: die Grenzen hat er geschützt. Und damit ist es jetzt vorbei, leider. Jetzt seid nicht nur ihr da und freßt uns die Butter vom Brot, jetzt kommen auch noch die anderen und wollen was abhaben vom Kuchen. Wer soll das bezahlen? Ich etwa? Oder du? Und außerdem ist es nicht legal. Lauter demokratische Länder um uns herum. Na also! Warum bleiben die Asylanten nicht in den Ländern, die um uns herum sind? Warum wollen die unbedingt zu uns? Warum machen die Jugoslawen ihre Hütchenspiele nicht in Österreich? Das frage ich dich! Warum verkaufen die Fitschis ihre Zigaretten nicht in Frankreich? Oder die Tamilen ihre roten Rosen in Italien, anstatt damit durch unsere Restaurants zu tigern und die Leute zu belästigen, wenn sie mal was Gutes essen wollen? Und was ist mit der Chinesenmafia? Oder der Russenmafia? Können

die sich nicht in China oder Rußland die Ohren abschneiden, wo es legal ist? Hier ist es jedenfalls nicht legal, und deswegen müssen wir dafür sorgen, daß es aufhört. Verstehst du?«

Natürlich verstehe ich das, aber ich hasse es, wenn jemand so belehrend auf mich einredet, ehrlich. Laß mich in Ruhe, denke ich, wenn Bruno seine Reden schwingt, laß mich in Ruhe. Aber der läßt mich nicht in Ruhe. Wenn der erst mal in Fahrt kommt, dann ist er nicht mehr zu bremsen. Dann läuft die Maschine von ganz alleine weiter. Diese Ich-weiß-alles-besser-Belehrungsmaschine. Und ich laß ihn reden, was soll ich machen? Im Grunde ist er nämlich ne arme Sau, das weiß ich.

Gibt eben auch Wessis, die zu kurz gekommen sind. Wartet zum Beispiel seit Jahren auf ne Beförderung und kriegt sie nicht. Warum? Das sagt ihm natürlich keiner, aber Bruno denkt, es liegt daran, daß er mal ein Verfahren am Hals hatte. Schlagstockmißbrauch. Passiert natürlich schon mal, aber man muß eben ein Gespür dafür haben, bei wem man sich's erlauben kann und bei wem nicht. Berger und Levezow wissen ganz genau, mit wem sie's machen können, blöd sind die nicht. Aber Bruno hatte sich einen Journalisten vorgenommen, ausgerechnet vom Zentralen Deutschen Fernsehen, und das war sein Pech. Mit Journalisten muß man aufpassen. Das Dumme ist nur, daß man ihnen nicht immer ansieht, daß sie Journalisten sind, das hab ich inzwischen auch kapiert. Laufen rum wie die letzten Penner, und plötzlich zücken sie ihren Presseausweis. Naja, und deswegen hatte Bruno das Verfahren. Außerdem hat er Probleme mit seinem Sohn, mit Eddy. Ist arbeitslos, läuft mit ner Glatze durch die Gegend und will von seinem Alten nichts mehr wissen. Bruno zeigt dauernd Photos von ihm herum, als ob er ihn dadurch zurückholen könnte. Aber Eddy hat keinen Bock mehr auf Bruno. Was ich verstehen kann. Ich weiß auch nicht, wie lange ich es noch mit ihm aushalte. Obwohl er, wie gesagt, kein Unmensch ist. »Ordnung«, sagt er nur noch, »Recht und Gesetz. Wer sich nicht an die Regeln hält, fliegt raus! « Schiebt ne korrekte Nummer, aber schnüffelt wie ein Spürhund hinter der kleinsten Unregelmäßigkeit her. Wenn er bei mir etwas entdeckt, bin ich dran. Wahrscheinlich führt er sogar Buch über mich. Naja, seitdem sie dieses Spiel machen, ist er wenigstens ein bißchen abgelenkt. Fährt er zum zehnten Mal im Schrittempo den Kudamm runter. Sucht nach Hütchenspielern. Bringen aber allerdings nur drei Punkte pro Mann. Und abschieben kann man die sowieso nicht, jedenfalls nicht, wenn sie aus Bosnien kommen. Von mir aus bräuchten wir die gar nicht festzunehmen. Wenn die Touristen so blöd sind, auf deren Tricks hereinzufallen, dann haben sie selber schuld. Wer keine hundert Mark zu verschenken hat, der macht bei sowas gar nicht erst mit. Ist doch ein freies Land.

Verdammt, Bruno ist heute aber wirklich nervös. Er weiß, es ist diesen Monat die letzte Chance. Berger und Levezow haben morgen noch einmal Schicht, da werden sie sich schon einen Fitschichor zusammenstellen.

»Komm«, sage ich. »Gehen wir einen Hamburger essen.«

»Kommt nicht in Frage«, sagt er, »noch vierzig Minuten bis Feierabend.«

»Laß doch«, sage ich, »der zweite Platz ist doch auch ganz schön.«

»Schnauze«, sagt er und mustert die Fußgänger. Tritt plötzlich voll in die Bremse, so daß ich fast gegen die Frontscheibe pralle. »Schnauze! «

Ich muß mich in acht nehmen. So nervös war er lange nicht mehr. Der ist völlig fixiert auf seine Punkte. Und ich, ich bin mal wieder soweit: Jetzt reicht's. Zum Ersten kündigst du. Warum bin ich nur so ein Waschlappen. Wieso lasse ich mir das alles gefallen? Aber vorher

habe ich's mir ja auch gefallen lassen. Vom Regen in die Traufe. Scheiße. Ich bin einfach zu feige. Einmal auspacken. Einmal so richtig vom Leder ziehen. Einmal in aller Öffentlichkeit sagen, was hier abläuft. Vor laufenden Kameras. Aber was hilft's? Levetzow und Berger machen hinterher trotzdem weiter, das weiß ich schon jetzt. Die deckt ja sogar der Senator. Und ich fliege raus, weil ich das Nest beschmutzt habe. Die Kollegen verpfeifen. Und dann - was soll ich machen, wenn ich hier rausfliege? Privater Sicherheitsdienst? Nein, danke. Da bleibe ich schon lieber hier und halte den Mund. Wer setzt schon freiwillig seine Pension aufs Spiel? So ist es nun mal: Die beste Beamtenbestechung ist das Beamtentum selber.

»Paß auf! « sagt Bruno und knufft mich in die Seite. »Wir fahren noch schnell um die Ecke und greifen uns ein paar Marlboro-Schlitzis.«

»Nein«, sage ich und wundere mich selbst über meinen Mut, »Schluß jetzt, wir haben gleich Feierabend.«

»Arbeiten müßt ihr auch noch lernen«, knurrt Bruno. »Und vergiß eines nicht: Ich bin hier der Boß.«

»Klar«, sage ich, »aber das läuft doch wieder auf zwei unbezahlte Überstunden hinaus. Mindestens. Das ist die Sache doch gar nicht wert.«

Er wirft mir einen verächtlichen Blick zu: »Rechnen könnt ihr. Ich weiß zwar nicht, wie ihr das gelernt habt, aber gelernt habt ihr's, soviel ist sicher.«

Er redet immer von ihr, weil er das witzig findet. Ich find's nicht so witzig. Aber dann besinnt er sich: »Ich schmeiß' ne Runde, wenn's klappt. Okay? «

Noch bevor ich antworten kann, kommt der Funkspruch. Überfall auf Araberlokal am Winterfeldtplatz. »Den nehmen wir«, sagt Bruno wie aus der Pistole geschossen und wird vor Aufregung ganz rot im Gesicht. »Wir übernehmen«, ruft er ins Mikrofon, schaltet das Blaulicht ein und läßt die Reifen quietschen. Ampeln existieren für ihn nicht mehr. Einmal bei Rot über die Kreuzung, nochmal bei Rot über die Kreuzung, und mir wird langsam schwarz vor Augen. Ich kündige, denke ich wieder, es reicht, ich kündige! Jetzt aber wirklich! Und dann fällt mir die Lösung ein: »Da sind doch die Araber überfallen worden«, sage ich. »Das bringt doch gar keine Punkte.«

Er fährt tatsächlich für einen Moment langsamer und schaut zu mir herüber. Ist da Mitleid in seinem Blick? Oder Verachtung? Oder ist das sowieso dasselbe? »Paß mal auf«, sagt er. »Ich hab dir doch gesagt, du hältst jetzt erstmal die Schnauze und lernst, wie's hier läuft. Hast du verstanden? «

»Klar doch.« Mein Gott, ist das ein Arschgesicht.

»Und jetzt wird dir der gute alte Bruno mal erklären, was hier läuft.«

Ja? Da bin ich aber gespannt.

»Wieviele gehören zu einem Streit?« fragt er und guckt mich bedeutungsvoll an. »Na? «

»Na - mindestens zwei«, sage ich. Hält der mich für blöd?

»Richtig«, nickt Bruno und jagt schon wieder bei Rot über eine Kreuzung. Die Autos rechts und links drängeln sich verängstigt an den Rand. »Und wer ist in der Regel Schuld?«

»Na, da gehören auch zwei dazu. In der Regel.«

»Nein«, sagt er, »nicht in diesem Falle. Also merk dir: Wenn es in einem Ausländerlokal Streit gibt, dann gab es da ne Provokation.«

»Klar«, sage ich, »sicher muß da sowas gewesen sein. Irgendwer hat irgendwen provoziert.« Und auf einmal macht es Zong, und mir wird klar, was er will.

»Und wenn es da eine Provokation gibt«, sagt er, »wer hat dann wen provoziert? « Du Schwein, denke ich.

Du Schwein. Bisher hast du Gesetz und Ordnung vertreten, bisher war alles irgendwie korrekt. Aber jetzt? Jetzt sind dir deine verdammten Punkte auf einmal wichtiger.

»Nun?«

»Naja«, sage ich, »wenn's ein Streit zwischen Deutschen und Arabern ist, dann kommt die Provokation natürlich - «

»Von den Arabern«, sagt Bruno, »und das macht, Wenn es zwei sind, mindestens - «

»Zwanzig Punkte.«

»Genau«, sagt Bruno und seine Augen kriegen auf einmal so einen merkwürdigen Ausdruck, etwas Verrücktes oder Verzücktes, oder wie sagt man dazu? Als ob er im Lotto gespielt und gerade erfahren hätte, daß er die Millionen gewonnen hat. Na klar, alles was recht ist, da wäre ich gern sein Partner, sogar mit sechzig zu vierzig. Aber das hier, das bringt doch nichts, das bringt uns nur um unseren Feierabend, mehr nicht. Und selbst wenn wir gewinnen, was haben wir davon? Ein bißchen Triumph über Berger und Levetzow? Ist mir doch egal! Und da, auf einmal, kommt mir der rettende Gedanke: »Die haben doch Arbeitserlaubnis«, sage ich mit fragendem Unterton, damit Bruno nicht denkt, ich wollte die Weltordnung auf den Kopf stellen und ihn belehren, »die können wir doch gar nicht abschieben? Also gibt's auch keine zwanzig Punkte, höchstens drei pro Mann.«

»Abwarten«, sagt Bruno, aber der Lottogewinn auf seinern Gesicht fängt an, sich zu verflüchtigen. »Abwarten. Wo ein Ausländerlokal ist, da gibt's auch immer Illegale. Beim Abwaschen, beim Gemüseputzen, beim Fußbodenwischen. Das ist beinahe ein Naturgesetz.«

»Das stimmt«, sage ich und sehe wie das Triumphgefühl auf sein Gesicht zurückkehrt. Berger und Levetzow werden Augen machen, denkt er wahrscheinlich. Der kleine Straßenkötter Bruno stiehlt dem Bullterrier die Show.

»Berger und Levetzow werden Augen machen«, sagt er tatsächlich. Und grinst mich geradezu freundschaftlich an. »Sechzig für mich, vierzig für dich. Verstanden, Partner?«

»Verstanden.«

Mit jaulenden Reifen biegt Bruno in die Maaßenstraße ein, reißt dann das Steuer links rum und stoppt vor dem Falafelimbiss. Und dann passiert es: Drei Jungs hasten an uns vorbei. Einer von ihnen mit Springerstiefeln und Wehrmatskoppel. »Die schnappen wir uns! « rufe ich sofort und reiße den Wagenschlag auf. Aber zugleich denke ich: War das nicht Eddy? Ich kenne ihn ja nur von Brunos Photos, aber ich habe ein gutes Gedächtnis für Gesichter. Und als ich den Klammergriff spüre, mit dem Bruno mich ins Polster zurückdrückt, weiß ich Bescheid. Ich drehe mich zu ihm um und sehe, daß er ganz blaß ist. Kein Lottogewinn im Gesicht, kein Jackpot. Nur graue, graue Asche.

»Du hast nichts gesehen, ist das klar? «

»Klar«, sage ich. »Was soll ich denn gesehen haben?«

Ich sage das sogar mit einem scherzhaften Unterton, aber Bruno hat gerade wenig Sinn für Humor. Er sitzt da und weiß nicht, was er machen soll.

»Komm«, sage ich, »denk an den Jackpot.« Aber Bruno reagiert nicht auf das Zauberwort. Und auf einmal habe ich so ein komisches Gefühl in der Brust. Was ist das? denke ich. Das gibt's doch nicht! Habe ich etwa Mitleid mit ihm? Das darf doch nicht wahr sein! Er ist ein Arschloch, und mit einem Arschloch hat man kein Mitleid. Aber es hilft nichts, ich habe Mitleid. Weiß der Henker, warum.

»Komm«, sage ich noch einmal, »wir müssen jetzt rein.« Ich öffne das Futteral meiner Pistole und werfe

einen Blick durchs Fenster. Hinter der Theke stehen zwei Araber und halten sich die Köpfe. Vorne liegt einer auf dem Boden. Sieht nicht gut aus.

Bruno steht jetzt neben mir. »Ich kümmerge mich um die beiden da hinten«, sage ich, als wir hineingehen. Sie scheinen froh, daß wir gekommen sind und lassen sich bereitwillig nach Waffen abklopfen. Sicherheitshalber werfe ich noch einen Blick ins Hinterzimmer, aber da ist niemand, nicht mal ein Gemüseputzer. Als ich zurückkomme, sehe ich, wie Bruno neben dem Mann auf dem Boden kniet. »Ruf den Krankenwagen«, sage ich. Bruno murmelt etwas, das ich nicht verstehe. Sein Gesicht ist nicht mehr grau, es ist grün. Wie seine Uniform.

*Ich weiß, es ist noch kein Drehbuch, ich hab's mehr in der Art von Stories geschrieben, aber es stimmt in jedem Detail, das haben mir alle bestätigt. Außer Renée natürlich, und die sitzt am längeren Hebel. Die alten Freunde und Genossen halten eben immer noch zusammen, hocken in den Gremien und lassen nur die eigenen Leute ran. Politisch korrekt, aber irgendwie immer voll daneben. Oh Mann, ich werde nie begreifen, wie sowas funktionieren kann: daß eine ganze Generation aufs falsche Pferd gesetzt hat und auch noch stolz darauf ist.*

Markus Dombrowski, 33, Filmregisseur